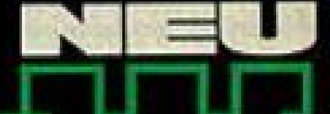
1,80 DM / Band 558
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Aus dem Jenseits entlassen

Frankreich F 8,00 / Italien L 1000 / Niederlande 12,25 / Spanien P 150



Aus dem Jenseits entlassen

John Sinclair Nr. 558

von Jason Dark

erschienen am 14.03.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Aus dem Jenseits entlassen

Es gibt keinen bunten Nebel, dachte Gerty Camrum.

Verdammt, den kann es einfach nicht geben, das ist doch…

Ihre Gedanken wurden dahingerafft, denn die farbigen Schwaden umfingen sie wie ein seichtes Meer, durch das sie wanderte.

Es waren keine grellen Farben, sie paßten sich dem Nebel an, weich, konturenlos, verwischend, wie Wellen, die aufeinanderzu- und dann auseinanderliefen.

Sie ruderte mit beiden Armen, als könnte sie durch diese Bewegungen die kreisenden, farbigen Wolken zur Seite schieben.

Sie ging, aber sie schwebte gleichzeitig.

Sie befand sich in einem Raum, in dem die Schwerkraft weniger stark war als auf der Erde. Ähnlich mußte es Raumfahrern ergehen, wenn sie sich durch ihre Kapsel bewegten. Jeder Schritt kam ihr ungemein weit vor, langsam und schnell zugleich. Fliegend und dennoch gehend.

Gerty hatte Erfolg!

Der Nebel teilte sich. Irgendwo mußten Kräfte ansetzen, die ihn zu beiden Seiten wegschoben. So entstand ein geheimnisvoller Tunnel, ein schmaler Gang, flankiert von farbigen Nebelbänken, die sich nicht mehr fortbewegten und nur eine zitternde Wand bildeten.

Plötzlich spürte sie, daß ihr Schädel unter Druck stand. Nur durch das Sprengen des Schädels schienen sich die Kräfte freie Bahn verschaffen zu können.

Gerty mußte weiter. Ich kann nicht länger bleiben, hämmerte sie sich ein. Der verdammte Tunnel konnte nicht ins Unendliche führen. Und so rannte sie durch den Gang, das Gesicht verzerrt. Die braunen Haare hingen wie eine nasse Matte auf ihrem Kopf und klatschten mit den Spitzen auch gegen die Ohren.

Wie lang war er noch?

Die junge Frau hörte sich schreien. Sie warf den Kopf nach rechts und links, als könnte sie durch diese Bewegungen den Druck aus ihrem Schädel schleudern.

Das aber war ihr nicht möglich, der Druck blieb, allerdings verflachte ihre Konzentration, denn sie sah das Ende des Tunnels.

Genau dort schimmerte das Licht!

Hoffnung?

Sie lief schneller, jedenfalls glaubte sie daran. Das Licht stand nicht still, es bewegte sich und formte dabei ständig neue Figuren. Je näher sie kam, um so deutlicher kristallisierte sich das Geschehen hervor, nahm an Schärfe zu, so daß sie erkannte, um was es sich handelte.

Es war ein Bild!

Ein Gemälde, eine bemalte Wand, ziemlich groß. Sie ruderte trotzdem weiter, weil ihr das Bild als Ziel vorkam. Wieder verging Zeit.

Wieviel, das konnte sie nicht sagen. Ob eine Minute oder eine Stunde, alles war irgendwie zeitlos geworden. Nur konnte sie die Zeit nutzen und sich das Motiv genauer anschauen.

Es zeigte eine grauenvolle Szene: Zwei Schimmel zogen eine schwarze Leichenkutsche. Vier Laternen verstreuten ein blasses Licht, das sich als Schleier über den glänzenden Aufbau der Kutsche gelegt hatte.

Auf dem Kutschbock saß ein Skelett. Es war in Schwarz gekleidet und trug auf dem haarlosen Schädel einen ebenfalls schwarzen Zylinder. Zwischen ihm und der Kleidung leuchtete bleich der Totenschädel. Das war nicht alles. Die Kutsche führte auf der Ladefläche etwas mit

sich, das genau paßte.

In einem gläsernen Sarg sah Gerty eine Gestalt auf dem Rücken liegen, von der sie nicht sagen konnte, ob es sich bei ihr um einen Mann oder um eine Frau handelte.

Sie wollte sich auch nicht darauf konzentrieren, denn das Bild zeigte noch mehr.

Eine Trauergemeinde oder Menschenmenge, die sich hinter dem Gefährt anschloß. Erst beim Näherkommen war für die Frau zu erkennen, um welche Art von Trauergästen es sich handelte.

Sie glichen dem Kutscher auf dem Bock, denn auch sie waren schwarz gekleidete Skelette. Nur trugen sie keine Hüte oder Zylinder. Dafür hielten sie brennende Kerzen in der Hand, deren Licht ihnen den Weg wies.

Wer immer dieses Bild gemalt hatte, es war ein Meister seines Fachs gewesen, ein Detailkünstler und ein Könner, der mit Farben hatte umgehen können.

Das Grundmotiv war düster, es mußte einfach düster sein, denn zu diesem Motiv paßte einfach nicht Helles. Es war auch von der Perspektive her gelungen, denn die Schlange der Skelette, die hinter der Kutsche einen Halbbogen geschlagen hatte, verkleinerte sich zum Ende hin, so daß sich auch der Schein der Kerzen allmählich verlor.

Das Bild zog sie magisch an. Gerty konnte es kaum erwarten, das Ende des Tunnels zu erreichen. Sie mußte dorthin, weil es etwas gab, das sie von diesem fürchterlichen Run und dem Druck im Schädel erlösen konnte.

Nach wie vor flankierte sie den seichten, farbigen Nebel und sorgte dafür, daß Gerty Camrum keine andere Richtung einschlagen konnte. Sie mußte einfach auf die Leichenkutsche zulaufen.

Dann war sie da.

Die Frau erschrak selbst darüber, daß sie so plötzlich vor dem Bild stand. Sie hörte sich keuchen, schloß die Augen, spürte die Erschöpfung und ihr Herzjagen.

Sie hätte gern eine Erklärung für dieses Phänomen gehabt, doch sie war nicht in der Lage, sich diese selbst zu geben. Allerdings gestand sie sich ein, daß sie das Bild auf eine besondere Art und Weise faszinierte. Von ihm strahlte etwas aus, das sie mit dem Begriff Leben im weitesten Sinne umschreiben konnte, obwohl das Motiv eher den Tod und das Danach glorifizierte.

Gerty stand da wie ein kleines Kind vor dem geschmückten Weihnachtsbaum. Nur strahlten ihre Augen nicht, sie waren weit aufgerissen, vielleicht vor Entsetzen, vor Grauen oder Angst. Es gab dafür zahlreiche Begriffe.

Langsam hob sie die Arme an. Auch wenn sie sie ausbreitete, war es ihr nicht möglich, die beiden seitlichen Rahmen zu umfassen. Das

Gemälde war einfach zu groß.
Ihr heftiger Atem beruhigte sich. So konnte sie sich auf Einzelheiten konzentrieren.
Der Kutscher war derjenige, der sie am meisten faszinierte. Er hockte zwar starr auf seinem Bock, aber er schaute sie genau an.
Trotz der leeren Augenhöhlen in seinem bleichen Schädel brannte sein Blick ihr entgegen. Darin las sie ein Lauern, vielleicht auch eine Aufforderung und das Wissen.
Bewegte er sich?
Gerty stand starr, wirkte wie eingefroren, denn der Schädel des Kutschers neigte sich langsam zur Seite, wobei er zusätzlich noch den Kopf drehte.
Der Blick sollte sie bannen!
Aber es geschah etwas völlig anderes. Hinter der bemalten Leinwand bewegte sich etwas, das gegen das Material drückte, es ausbeulte – und zerplatzen ließ.
Der Gegenstand stieß hervor.
Ein Schwert, eine Lanze, ein Messer – es konnte alles sein. Jedenfalls ein Instrument, mit dem gemordet werden konnte.
Über den Kopf des Skeletts hinweg rammte der Gegenstand aus dem Bild und genau auf den Hals der Frau zu.
Sie drehte den Kopf zur Seite. Düsternis und das Blitzen der Klinge gingen ineinander über, der Schmerz machte sie rasend.
Gerty Camrum schrie auf. Das Bild, der Nebel, alles zerplatzte vor ihren Augen, war plötzlich weg wie ein Spuk in der Nacht. Sie war allein – und erwachte…

***

Plötzlich hörte sie sich stöhnen und gleichzeitig jammern. Etwas umgab sie wie die Arme eines Kraken. Es war die verfluchte Finsternis, die den Nebel zur Seite gedrängt hatte.
Schweiß bedeckte ihr Gesicht und klebte auch auf ihrer Haut. Das dünne Nachthemd war ebenfalls durchgeschwitzt. Trotzdem floß eine Gänsehaut über ihren Rücken. Sie fror und schwitzte zugleich.
Ihre feuchten Handflächen rutschten über etwas Weiches. Es dauerte Sekunden, bis ihr klargeworden war, daß es sich dabei um das Laken des Oberbetts handelte. Etwas brannte dort, wo sie von der Messerklinge erwischt worden war. Gerty schaute hilflos nach vorn, als sie sich etwas aufgerichtet hatte.
Schwach malte sich in der Wand ein Rechteck ab, das Fenster. Ein Flügel stand offen. Der Wind wehte gegen die Gardine und warf sie wie einen feinen Schleier in das Zimmer hinein.
Links neben sich hörte sie die üblichen, leicht röchelnden Atemzüge. Dort schlief Paul, ihr Mann.

Sollte sie ihn wecken und ihm von diesem unheimlichen Alptraum berichten?

Nein, Paul brauchte seine Ruhe. Es reichte, wenn einer von ihnen die Nacht schlecht verbrachte.

Eine Nacht, die für Alpträume und schweres Leid wie geschaffen schien. Düster, schwarzgrau, dunstverhangen, passend in den Trauermonat November. Nur die Temperaturen wollten nicht so recht mitspielen. Sie lagen viel zu hoch. In den Nachmittagstunden war das Thermometer fast bis auf zwanzig Grad geklettert.

Völlig unnatürlich für diese Jahreszeit. Das paßte einfach nicht und war für Mensch und Tier bedrückend. Da handelte man völlig quer, da kamen eben die Träume, da wurde das Innere nach außen gekippt.

Nicht ohne Grund schliefen die Camrums bei offenem Fenster. Es wäre sonst einfach zu warm im Zimmer geworden.

Gerty blieb auf dem Rücken liegen. Sie wollte dafür sorgen, daß sich ihr Atem beruhigte. Wenn sie nach rechts schaute, schälten sich die Umrisse des viertürigen Kleiderschranks aus dem Dunkel. Er kam ihr vor wie ein Monstrum.

Auch die Kehle saß zu. Wenn sie einatmete, spürte sie den widerlichen Geschmack des Schleims im Mund. Er kam ihr scharf vor, als hätte sich dort etwas anderes gebildet.

Plötzlich haßte sie den klebrigen Schweiß auf ihrem Körper. Gerty kam sich vor, als würde sie dampfen und sich dieser vom Körper abgegebene Dampf unter der Decke zu einem Kondensat niederschlagen.

Sie drückte die Decke vorsichtig zur Seite und schwang sich aus dem Ehebett.

Paul schlief auch weiterhin. Er war zu beneiden, Alpträume schienen ihn nicht zu plagen.

Neben dem Bett standen die flachen Schuhe. Sicher schlüpfte sie hinein, stellte sich hin und setzte sich sofort wieder, da ihr Kreislauf verrückt spielte. Schwindel hatte sie überfallen. Im Sitzen streckte sie sich, damit wenigstens etwas Geschmeidigkeit in ihre Gelenke zurückkehrte.

Nach einer Minute startete sie den zweiten Versuch. Diesmal klappte es besser.

Ohne Schwindel blieb sie vor dem Bett stehen und bewegte sich auf die Tür zu. Sie lag rechts vom Bett. Die Klinke fand sie mit einem zielsicheren Griff.

Im Flur machte sie Licht. Zuerst fiel ihr Blick auf die Wohnungstür gegenüber. Sie sah die drei Schlösser und auch die Kette. Nach einem Einbruchsversuch hatten die Camrums sich derartig gesichert.

Sie wollte die Wohnung nicht verlassen, sondern ins Bad gehen.

Plötzlich fiel ihr etwas auf. Es war Zufall, daß sie den Blick gesenkt

hatte. Er glitt an ihrem hellen Nachthemd entlang nach unten. Vier ovale Flecken verteilten sich in einer senkrechten Linie auf dem Stoff.

Oval und rot – wie Blut!

Gerty erschrak. Daß sie kaltweiß wurde, ahnte sie, sehen konnte sie es nicht. Etwas zündete in ihrem Kopf, aber sie schaffte es trotzdem nicht, den Gedanken klar zu fassen.

Sie rechnete mit Nasenbluten. Das war mal während des Schlafs aufgetreten, eigentlich nichts Besonderes. Nur in dieser Situation erschreckte sie es so.

Um die Tür des Bads zu erreichen, brauchte sie nur wenige Schritte. Sie betrat den kleinen Raum, in dem die Heizung summte. Zwischen den Wänden stand die Luft. Es war auch hier viel zu warm.

Der über den Fliesen liegende Teppich dämpfte ihre Schritte. Das Licht war ihr zu grell. Sie zwinkerte und drehte den Kopf zur Seite, und zwar dorthin, wo an der Wand der Spiegel über dem Waschbecken hing.

Sie blickte hinein, schaute einmal hin, ein zweitesmal, wollte schreien, doch sie konnte nicht.

Stocksteif blieb sie stehen, denn die Fläche zeigte ihr mit aller Deutlichkeit, woher das Blut auf ihrem Nachthemd seinen Weg gefunden hatte.

Aus der Wunde am Hals!

***

Überaus deutlich und beinahe schon brutal stand der Alptraum wieder vor ihrem geistigen Auge. Sie dachte an die furchtbaren Szenen, die hinter ihr lagen, an das verzweifelte Rennen, an das Bild und an das Messer, das auf sie zugerast war.

Sie hatte den Schmerz gespürt. Im Traum war er beißend gewesen, auch noch nach dem Erwachen. Nur hatte sie nie daran gedacht, daß der Traum während des Schlafs hatte zur Wahrheit werden können.

Tatsache und Traum – irgendwo vermischten sich beide miteinander. Wo gab es die Grenze?

Sie ging auf den Spiegel zu, obwohl sie es nicht wollte, aber sie gehorchte einem inneren Zwang. Erst als sie den Rand des Waschbeckens berührte, blieb sie stehen.

So nahe an der Fläche konnte Gerty die Wunde am Hals deutlicher erkennen. Sie war nicht voll getroffen worden. Der Gegenstand hatte sie nur gestreift und in einem Stück Haut eine klaffende Wunde hinterlassen. Das Blut war aus der Wunde geronnen. Die Spur der Flüssigkeit ließ sich über den Hals verfolgen, bis auf den hellen Stoff des Nachthemds. Sie hob den Arm und tastete mit den Fingerkuppen nach der Wunde.

Der Schmerz nahm zu. Gerty zuckte zusammen, schaute wenig später

auf die Fingerkuppen und sah dort die rote Färbung.

Sie hatte eine Dusche nehmen und sich den Schweiß von der Haut waschen wollen. Dieses Vorhaben verschob sie jetzt, weil sie zunächst die Halswunde reinigen wollte.

Gerty stellte den Wasserhahn an. Das Rauschen der Flüssigkeit in das Waschbecken irritierte sie. Mit starrem Blick schaute sie gegen den kleinen Abfluß, wo sich das Wasser zusammendrehte. Erst nach einer Weile legte sie die Hände gegeneinander und formte so eine kleine Mulde, in die sie das kalte Wasser hineinlaufen ließ.

Gerty drückte den Kopf nach unten und die Hände hoch. So schleuderte sie das kalte Wasser in ihr Gesicht, schaute wieder in den Spiegel und sah, wie die Tropfen über die Haut rannen.

Die Gesichtsdusche hatte sie erfrischt. Mit einem flauschigen Handtuch trocknete sie sich ab und dachte dabei, als der Stoff sanft durch ihr Gesicht streichelte, an Paul, ihren Mann. Wie sollte sie ihm die Verletzung am Hals erklären? Am besten war es, wenn sie die Stelle mit einem Pflaster verdeckte.

Zuvor reinigte sie die Wunde und deren unmittelbare Umgebung mit klarem Wasser. Es schmerzte, wenn sie auf die offene Stelle tupfte, das ließ sich aushalten.

Zwei Pflasterstreifen benötigte sie, um die Wunde zu verdecken.

Danach traute Gerty sich trotzdem nicht, das gemeinsame Schlafzimmer zu betreten. Auf dem Wannenrand nahm sie Platz. Eine Zigarettenschachtel lag neben anderen Dingen auf der Ablage. Zwei Stäbchen steckten noch in der verknitterten Packung. Sie puhlte einen Glimmstengel hervor. Streichhölzer fand sie auch.

Langsam wollte sie rauchen, es wurde ein hektisches Qualmen.

Die Nervosität erfuhr auch nun noch eine Steigerung. Der Rauch bildete Nebel vor ihren Augen und erinnerte Gerty wieder an den furchtbaren Alptraum und an die Wunde.

Es war ein Traum gewesen. Die Wunde konnte ihr nicht von einem Messer beigebracht worden sein. Wahrscheinlich hatte sie sich selbst, während des Traumes gekratzt.

Ja, so mußte es gewesen sein. Durch die Intensität des Traums hatte sie, gesteuert durch das Unterbewußtsein, dermaßen überreizt reagiert und sich die Wunde zugefügt.

Das war die Erklärung, und sie freute sich darüber, zu diesem Ergebnis gelangt zu sein.

Die Asche fiel auf den flauschigen Bodenbelag. Der Teppich zeigte eine Himbeerfarbe. Nicht schön, aber selten. Zielsicher warf sie die Kippe in die offene Toilette und hörte, wie die Gut verzischte. Dann stand sie auf.

Zwangsläufig mußte sie in den Spiegel schauen, weil dieser der Wanne gegenüberlag.

Im nächsten Jahr wurde Gerty dreißig. Wenn sie jedoch ihr Gesicht im Spiegel sah, kam sie sich nun um fünf, wenn nicht um zehn Jahre älter vor. Die Falten zwischen Nase und Mundwinkeln schienen sich tiefer in die Haut eingegraben zu haben. Ihre dunkelbraunen Augen – fast farbgleich mit dem Haar – sahen trübe aus. Die Haut wirkte welk. Gerty hatte sich schon als Kind über ihre etwas zu große Nase geärgert. Jetzt trat sie noch stärker hervor.

»Wie eine alte Frau«, flüsterte sie. »Du siehst tatsächlich aus wie eine alte Frau.« Sie schüttelte den Kopf und spürte leichte Schmerzen. Eine Tablette gegen Kopfschmerzen wollte sie auch noch nehmen. Aus dem Röhrchen rutschte die runde Pille in die Handfläche.

Gerty warf sie in ihren Mund, schluckte sie und spülte mit kaltem Wasser nach. Dann drückte sie das Pflaster fest und drehte sich um.

Sie hatte vorgehabt, das Bad zu verlassen, doch etwas irritierte sie.

Die Frau blieb stehen. Draußen im kleinen Flur mußte sich jemand aufhalten.

Sie vernahm Schritte.

Nicht normal gesetzt, schlurfend und gleichzeitig vorsichtig, als würde ein Dieb durch die Wohnung schleichen.

Gertys Hals verengte sich. Wenn sie Luft holte, tat es ihr weh. Was sie nun erlebte, war kein Alptraum, das entsprach der vollen Wahrheit. Da schlich jemand auf die Badezimmertür zu.

Gerty wartete zitternd ab. Sie wollte durch ihre wirren Haare streichen, selbst das traute sie sich nicht und wurde regelrecht zu Eis, als sie das harte Kratzen außen an der Tür vernahm.

Wie von einer Pranke oder Klaue…

Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Sie dachte an die Türschlösser.

Ein Einbrecher konnte die Wohnung nicht ohne Lärm betreten, es sei denn, er war durch das offenstehende Schlafzimmerfenster eingestiegen. Paul, ihr Mann, hörte so etwas zumeist nicht. Der besaß den Schlaf eines Toten.

Ja, der Unbekannte war an der Tür, und er blieb auch dort. Gerty rief den Namen ihres Mannes, doch aus ihrer Kehle drang nicht mehr als ein Krächzen.

»Paul…?«

Er gab keine Antwort. Dafür sah sie, wie die Türklinke sehr bedächtig nach unten gedrückt wurde. Wenn der Schlüssel von innen gesteckt hätte, wäre ihr noch die Chance geblieben, abzuschließen.

Aber sie selbst hatte den Schlüssel irgendwo verlegt.

Die Klinke war unten.

Noch zögerte der andere, die Tür aufzustoßen. Er ließ sie bewußt warten.

Die Spannung und die Angst lagen wie Ringe um Körper und Seele der Frau. So etwas Furchtbares hatte sie noch nie erlebt. Erst dieser

Traum und nun das…

Die Tür glitt nach innen. Nicht vorsichtig und bedächtig. Mit einem harten Ruck wurde sie aufgestoßen, so daß Gerty die Person erkennen konnte, die auf der Schwelle stand.

Es war ihr Mann!

Paul trug nicht seinen Schlafanzug, sondern die dunkle Kleidung der Skelette aus dem Traum. Er hielt in der rechten Hand eine brennende Kerze. Das alles hätte sie nicht einmal nahe einer Ohnmacht herangebracht, wäre nicht Pauls Kopf…

Nein, das war kein Kopf!

Paul Camrum trug einen blanken Skelettschädel und flüsterte mit grabdumpfer Stimme: »Ich bin gekommen, Gerty, um dich zu holen…«

***

Auf der kleinen Bühne tanzte Erica!

Noch trug sie ihre Uniform. Eine rote Lederjacke, eine Schirmmütze auf dem schwarzen Haar, hochhackige Schuhe, fast schon Militärstiefel und ansonsten einen roten Strapsgürtel und hauchdünne Nylons, die durch die mit dem Gürtel verbundenen Strapse gehalten wurden.

Erica war eine Klasse für sich, hatte ich mir sagen lassen. Die Haut ihres Puppengesichts besaß einen dunklen Teint, wahrscheinlich war ein Elternteil aus einem außereuropäischen Land gekommen, aber das spielte für mich keine Rolle. Ich war auch nicht in die versteckt liegende Bar gekommen, um Erica zu sehen, ich wollte mit ihr reden, weil sie mich am Telefon darum gebeten hatte.

Die Aufforderung hatte mich am frühen Morgen erreicht. Ich war noch ziemlich kaputt vom letzten Fall gewesen, der Jane Collins, Bill Conolly, Suko und mich nach Wales geführt hatte, wo wir gegen eine Vampirin kämpfen mußten.

Wir hatten gewonnen, aber erkennen müssen, daß die alten Blutsauger nach neuen Wegen suchten, um sich in einer modern gewordenen Zeit behaupten zu können.

In diesem einen Fall war es ihnen nicht gelungen. Bill Conolly hatte Milena Mancow mit der goldenen Pistole erledigt. Aber es ging Schlag auf Schlag.

Der neue Fall lag an. Ich wußte nicht, wie er sich entwickeln würde.

Ich war nur der Bitte des Anrufers gefolgt und hockte nun in der verräucherten Bar in Soho. Erica wurde als Sensation vorgestellt.

Noch empfand ich sie nicht als sensationell. Ebensowenig wie den Whisky, der vor mir im Glas schimmerte. Er war teuer, taugte aber nicht viel.

Überhaupt gefiel mir die Atmosphäre nicht. Der Raum hätte doppelt so groß sein müssen, um die Menschen zu fassen, die an den winzigen

Tischen hockten, zur rot erleuchteten Bühne oder in die ebenfalls roten Lampen auf den Tischen starrten.

In der Bar hockten überwiegend Männer. Obwohl der Ausdruck Mann nicht so recht stimmen wollte, denn die Typen, die ich als Männer ansah, trugen durchweg Frauenkleidung.

Ob Mann oder Frau, wer konnte das schon sagen? Als Transvestiten bezeichnete man sie. Männer, die wie Frauen fühlten und nicht unbedingt homosexuell sein mußten. Für mich waren sie bedauernswerte Geschöpfe, die von der Gesellschaft in die Außenseiterrolle gedrängt wurden.

Die Bar selbst ertrank im Rauch zahlreicher Zigaretten und im Geruch des billigen Parfüms.

Ich hockte an der Theke. Sie war halbrund und rot lackiert.

Hinter der Theke bedienten eine Blondine und eine Schwarze.

Oder waren es ein Blonder und ein Schwarzer?

So genau konnte ich das nicht feststellen, denn die beiden waren perfekt als Frauen zurechtgemacht.

Neben dem Glas stand eine Flasche mit Sodawasser. Damit verdünnte ich den Whisky.

Der Anruf wollte mir nicht aus dem Kopf. Erica hatte davon gesprochen, daß ihr jemand meinen Namen zugeflüstert hatte. Zu diesem Jemand hatte sie Vertrauen gehabt. Ihr Freund war der Meinung gewesen, daß sie sich an mich wenden sollte, weil ich angeblich zu den Beamten gehörte, die ein gewisses Maß an Toleranz auch Minderheiten gegenüber aufbrachten.

Das stimmte auch.

Leben und leben lassen. Jeder sollte nach seiner eigenen Fasson selig werden, vorausgesetzt, er hielt sich an die bestehenden Gesetze und fügte anderen kein Leid zu. Auch in der Bar hatte man mich in Ruhe gelassen. Die Gäste spürten, daß ich wie ein Fremdkörper wirkte, aber sie ließen mich sitzen. Keiner von ihnen versuchte, mich anzumachen.

Erica tanzte weiter. Mir wandte sie ihr Profil zu. Den Rücken hatte sie durchgedrückt, ein schlankes nylonbestrumpftes Bein vorgeschoben, und sie bewegte sich dabei im Rhythmus der Disco-Musik.

Gleichzeitig öffnete sie die Lederjacke, einen Knopf nach dem anderen. Dabei stieß sie wonnenvolle Schreie aus, über die ich nur lächeln konnte.

Andere aber waren von ihrem Strip hingerissen. »Alles weg! Los, mach schon, Süße!«

Erica ließ sich nicht lange bitten. Sie öffnete auch den letzten Knopf und schleuderte die Lederjacke schwungvoll von der Bühne nach hinten gegen einen Vorhang.

»Yipppiiihhh!« rief sie laut, was mich zu einem Grinsen veranlaßte.

Sie präsentierte dem staunenden Publikum ihren blanken Busen.

Der war schon sehenswert, aber auch normal?

Daran wollte ich nicht glauben. Wahrscheinlich hatten zahlreiche Spritzen nachgeholfen, um ihn in diese Form zu bringen. Ich interessierte mich für meinen Whisky, den ich stark verdünnt hatte. Die Gäste aber klatschten, sprangen auf und waren begeistert.

Ein Schatten schob sich an meine rechte Seite. Ich drehte den Kopf.

Die Rothaarige hatte sich auf den Hocker neben mich gesetzt. Ihr breiter Mund war zu einem Lächeln verzogen. Sie trug ein enges, giftgrünes, tief ausgeschnittenes Kleid, das den Blick fast bis hin zum Bauchnabel freigab. Das Kleid endete dort, wo bei mit die Beine der Badeshorts aufhörten. Im roten Haar glitzerten Spangen. Sie hatte es so gekämmt wie Rita Hayworth vor einem halben Jahrhundert in ihrer Rolle als Gilda.

»Hallo«, sagte die Frau oder der Mann. Ich nickte nur.

Sie legte ihre Hände auf den Tresen. Die Fingernägel leuchteten im selben Grün wie das Kleid. Die dunkelhäutige Bedienung stellte ihr einen Cocktail hin, der süß roch.

Das Parfüm gefiel mir überhaupt nicht. Es war einfach zu schwer und zu süßlich. »Du bist Sinclair, nicht?«

»Ich kann es nicht leugnen.«

»So einer wie du fällt hier auf.«

»Hoffentlich nicht negativ.«

»Nein, wir sind hier tolerant. Ich hörte von Erica, daß du auch ein toleranter Bulle sein sollst.«

»Bei mir gibt es ebenfalls Grenzen.«

»Klar, sogar bei uns.« Sie hustete und trank einen kleinen Schluck von dem süßen Zeug.

Ich war gespannt, was die Person von mir wollte. Anscheinend hatte Erica sie eingeweiht. Möglicherweise war sie auch nur erschienen, um mir die Zeit zu vertreiben.

Auch ihre Stimme hatte ich als ungewöhnlich empfunden. Der Klang war zwar weiblich, dennoch rauh und manchmal etwas kieksend, als hätte sie Schwierigkeiten beim Sprechen.

»Es dauert nicht mehr lange, dann kannst du mit ihr reden.«

»Es wird Zeit.«

»Dir gefällt es hier nicht?«

»Etwas eng. Auch die Luft ist nicht besonders.« Ich deutete auf die nach oben führende Treppe. »Mußtest ihr euch unbedingt in einem Keller einrichten? Mir soll es egal sein. Sagen Sie, Miß oder Mister…«

»Ich heiße Gilda.«

Diesmal mußte ich lachen. »Ach nein. So ein großer Rita-Hayworth-Fan?«

»Klar.« Ihre Augen begannen zu leuchten. Das bewußt blaß

geschminkte Gesicht bekam rote Wangen. »Ich liebe sie. Sie war die ideale Frau. Ich fühle wie sie…«
»Dann tanzen Sie auch?«
»Manchmal überkommt es mich. Nicht so offiziell wie Erica, aber die Leute schauen mir zu und rufen Gilda. Dann fühle ich mich zurückversetzt in eine Zeit, die über vierzig Jahre her ist.«
»Gut, Sie kennen Erica, sind vielleicht eine Vertraute, ein Freund, eine Freundin. Können Sie mir auch sagen, weshalb sie mich herbestellt hat?«
»Erica hat ein Problem.«
»Das kann ich mir vorstellen.«
»Ach, Unsinn.« Gilda winkte ab. »Nicht das, was Sie meinen, Polizist. Etwas ganz anderes.«
»Und was, bitte sehr?«
Sie hob die sehr runden Schultern. »Das ist wiederum ihre Privatsache. Ich bin nicht eingeweiht, aber ich weiß, daß es sie sehr bedrückt. Wirklich.«
»Und es hat mit Dingen zu tun, die mich beschäftigen?«
Gilda schaute in ihr Glas. »Ja, das schon. Es geht in andere Gebiete hinein, metaphysische, glaube ich. Sie wissen, was das ist?« Ihr Blick heftete sich in mein Gesicht.
»So ungefähr.«
»Das wird Ihnen Erica alles selbst erzählen. Früher hieß sie ja Eric, sie brauchte nur ein a an ihren Namen dranzuhängen.« Gilda reckte sich, drehte den Kopf, damit sie zur Bühne schauen konnte, die von zwei Scheinwerfern angeleuchtet wurde.
Durch die breiten Lichtstreifen trieben dicke Rauchwolken wie ein nie abreißender Nebel. Erica hatte die Stiefel ausgezogen und wickelte den linken Strumpf in Richtung Ferse. Das rechte Bein war schon nackt. Noch trug sie den Strapsgürtel und an der entscheidenden Stelle ein Nichts von Stoff.
»Bald ist es soweit«, flüsterte Gilda. »Ich habe es schon hundertmal gesehen, aber es fasziniert mich noch immer.«
»Was machen Sie eigentlich beruflich?« fragte ich.
Damit hatte ich wohl einen Nerv bei ihr getroffen, denn sie zuckte zusammen. »Beruflich, wie können Sie das fragen? Ich lebe, wir leben.«
»Immer als Neutrum oder…«
»Nein, nein, nein! Nie als Neutrum, als Frau. Erica strippt hier und bringt ein paar Pfund nach Hause.«
»Okay – und Sie?«
»Ich arbeite in einem widerlichen Beruf. Bei einer Fluggesellschaft am Airport. Da sitze ich dreimal in der Woche vor dem Computer und tippe Daten ein. Sie glauben gar nicht, wie grausam so etwas für eine

Person wie mich ist.«
»Das ist nicht nur für Sie schlimm.«
»Zum Glück mache ich mit einem Kollegen ›job sharing‹. Aber drei Tage die Woche reichen mir.«
»Gut, und was habe ich…?« Meine weiteren Worte gingen unter im Applaus und in Schreien des Entzückens. Erica war mit ihrem Strip fertig. Auch Gilda klatschte heftig mit und warf hin und wieder Kußhände in Richtung Bühne, wo sich Erica präsentierte.
Jeder Gast konnte nun erkennen, daß sie keine echte Frau war. Sie verbeugte sich mehrere Male. Ich leerte mein Glas und rutschte vom Hocker. Die Auflage sah aus wie Leder, bestand aber aus Kunststoff, an dem der Hosenstoff regelrecht festgeklebt war.
»Ich bringe sie in Ericas Garderobe«, sagte Gilda. »Sie will dort allein mit Ihnen reden.«
»Okay.«
Hinter ihr ging ich her. Gildas Hüftschwung wirkte eher traurig.
Rita Hayworth hatte das damals besser gekonnt. Wir brauchten nicht die Treppe hochzusteigen. Rechts neben der Theke befand sich eine schmale Tür, verdeckt von einem Vorhang. Den schob Gilda zur Seite. Ein kahler Gang nahm uns auf.
Die Wände ließen jeglichen Putz vermissen. Blasser Kalksandstein, verschmiert durch obszöne Sprüche und Liebesverse, begleitete uns.
Wenn die Garderoben ebenso klein und schmal waren wie die Türen, dann konnte man sie nur als große Streichholzschachteln betrachten. Ich mußte den Kopf einziehen, als ich den Raum betrat.
Er war wirklich eng. An den Wänden hingen Hochglanzfotos. Die zeigten Erica in allen möglichen Posen. Ein Motiv kehrte immer wieder: Erica hockte auf einem Stuhl wie damals Marlene Dietrich. Ein Bein ausgestreckt, das andere angezogen und mit der Hacke auf den vorderen Rand es Stuhls gestemmt.
»Weiter«, sagte ich. »Was kommt jetzt?«
Gilda war an der Tür stehengeblieben. »Ich muß mich jetzt verziehen. Und macht mir keinen Unsinn, ihr beiden!« Lachend lief sie hinaus.
Ich winkte ab. Da brauchte sie keine Angst zu haben. Mit Erica würde ich bestimmt keinen Unsinn machen. Für Besucher gab es einen zweiten Schemel. Von dem flauschigen klopfte ich den Puder ab, bevor ich mich setzte.
Das Licht brannte rechts und links des breiten Schminkspiegels.
Zwei Leuchten rahmten ihn ein. Auf dem Schminktisch standen Puderdose, lagen Pinsel, Tiegel und Töpfe sowie jede Menge weicher Watte zum Abtupfen. Dementsprechend roch es auch. In einem Tongefäß lag kalte Asche, vermischt mit Zigarettenkippen.
Hoffentlich ließ, mich Erica nicht zu lange warten. Ich wollte noch in

dieser Nacht frische Luft schnappen.
Sie kam. Allerdings nicht allein. Auf dem Gang hörte ich die Stimmen mehrerer Personen. Anscheinend wollten ihr einige Verehrer keine Ruhe lassen. »Nein, nein, jetzt nicht. Ich werde später noch einmal in die Bar kommen, da können wir etwas trinken.«
»Dann sind wir nicht allein.«
»Na und? Geht jetzt!«
Heftig zog Erica die Tür auf, sah mich und atmete auf.
»Ach, du hast schon einen Kerl!« rief jemand aus dem Gang. »Das werde ich mir merken.«
Sie knallte die Tür zu.
»Hi, John«, begrüßte sie mich, als würden wir uns schon jahrelang kennen.
»Soll ich Erica oder Eric sagen?«
Sie lachte und setzte sich. Über ihren Körper hatte sie einen seidenen Morgenmantel gestreift. »Nein, nicht Eric. Ich bin Erica.« Sie verzog die Lippen. »Eric habe ich früher zu oft hören müssen.«
»Okay, Erica, worum geht's?«
Ich bekam zunächst keine Antwort, weil sie erst einen Piccolo zu sich nahm. Die kleine Flasche hatte sie einer Kühlbox entnommen, die unter dem Garderobentisch stand.
Sie leerte das erste Glas mit einem Zug und zündete sich anschließend einen Glimmstengel an. »Das tut gut«, sagte sie.
»Kann ich mir denken. Ich bin gekommen, Erica, jetzt möchte ich auch wissen, weshalb ich Sie besuchen sollte. Ihre Freundin Gilda ist schon eifersüchtig geworden.«
»Ach die.« Sie winkte ab und klimperte mit den aufgeklebten, langen Wimpern.
»Also – worum geht's?«
Er oder sie rauchte, hielt die Zigarette zwischen den spitzen Fingern und blickte versonnen dem blaugrauen Qualm nach. »Ich möchte Ihnen ein Märchen erzählen, Sinclair.«
Ich beugte mich vor. Der Hocker war trotz der gespannten Sitzfläche unbequem. »Wie schön«, erwiderte ich sarkastisch. »Aber glauben Sie nicht, daß ich für Märchen schon zu alt bin?«
»Nein, dazu ist niemand zu alt. Ich meine auch keine erotischen Märchen, sondern etwas anderes.«
»Und das wäre?«
»Schneewittchen.«
Jetzt mußte ich lachen. »Ja, die Geschichte kenne ich. Der blieb ein Stück vom vergifteten Apfel im Hals stecken.«
»Genau. Man legte sie dann in einen gläsernen Sarg.«
»Das ist auch bekannt.«
Erica streckte die Beine aus. »Ich, John Sinclair, habe dieses

Schneewittchen gesehen. Es lag in einem gläsernen Sarg, der auf einer Kutsche stand. Sie war pechschwarz. Vier Laternen gaben Licht, und sie wurde von zwei Schimmeln gezogen. Hinter ihr schritten…«

»… die Zwerge her?« fragte ich grinsend.

»Nein, nicht sie! Es waren Männer, die Kerzen in den Händen hielten und ihr leuchteten. In einer langen Prozession begleiteten sie die Kutsche.«

»Schön«, sagte ich. »Wo haben Sie all die Dinge gesehen?«

»Im Reich der Toten, John!«

***

Bisher hatte ich mir ihre Reden und Erklärungen mehr amüsiert angehört. Plötzlich wurde ich aufmerksam. Vielleicht lag es auch an ihrer Stimme, denn sie klang sehr ernst.

»Wo bitte?« hakte ich nach.

»Im Reich der Toten. Im Jenseits«, flüsterte sie und schaute sich um, als würden wir heimlich beobachtet.

Nun griff auch ich zur Zigarette. »So simpel ist das also. Sie haben es im Reich der Toten gesehen. Vielleicht im Traum?«

»Ich war dort!« hauchte sie.

»Tatsächlich?«

»Ja.« Sie nickte heftig. »Das ist mein Geheimnis. Ich habe dem Jenseits einen Besuch abgestattet.«

»Und jetzt sind Sie wieder hier?«

»So ist es.«

»Ich allerdings habe gehört, daß das Jenseits niemanden mehr entläßt.«

»Bei mir war es anders. Und bei vielen anderen auch. Das weiß ich, Mr. Sinclair.«

Ich wedelte Rauch zur Seite. »Woher wissen Sie das?«

Erica hob die Schultern. »Es ist etwas komisch, aber Sie müssen sensibel sein und es fühlen.«

»Das bin ich.«

Ihre Augenbrauen wanderten in die Höhe. »Ich glaube Ihnen sogar. Aber sie leben nicht in Soho.«

»Stimmt.«

»Und hier, wissen Sie, hier hat sich etwas zusammengebraut. Das alte Soho gibt es nach außen hin nicht mehr. Es wird gebaut, abgerissen, renoviert, aber es hat sich etwas gebildet, das man ohne weiteres als einen Trend bezeichnen kann.«

»Wie lautet der?«

»Kontakt zu den Toten!«

»Durch Schneewittchen?«

»Ja.«

»Das ist mir neu.«

»Kann ich mir denken, John.« Sie zog den Seidenmantel enger.

»Vielen ist es neu, aber es gibt das Schneewittchen. Ich war bei ihm und habe wunderbare Stunden erlebt.«

»Wenn die Stunden tatsächlich so wunderbar waren, wie Sie sagten, weshalb kommen Sie dann zu mir?«

»Eine gute Frage.« Bevor ich eine Antwort bekam, zündete sie sich eine weitere Zigarette an. »Es gab allerdings einen Punkt, über den auch ich nicht hinwegkommen konnte.«

»Inwiefern?«

Sie hob die Schultern. »Kennen Sie das Gefühl der Angst, John? Ich bekam es plötzlich, denn die anderen haben uns nicht grundlos ins Jenseits gelockt. Sie wollten etwas von uns.«

»Und was?«

»Unsere Seelen.«

Ich hob einen Arm und drehte ihr die Fläche meiner rechten Hand entgegen. »Augenblick mal. Wer wollte Ihre Seele?«

»Die anderen!«

»Nicht Schneewittchen?«

»Es gibt auch noch die mit dem Totenschädel.«

»Verdammt noch mal, jetzt kommt wieder etwas Neues«, stöhnte ich.

»Nein, John. Diejenigen, die dem Leichenwagen folgen, besitzen einen Totenschädel.«

»Sie sind Skelette?«

»Das weiß ich nicht. Jedenfalls tragen sie schwarze Kleidung. Sie sehen anders aus.«

»Das will ich wohl meinen. Wer sind sie genau?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen. Ich habe nur einen Verdacht.«

»Raus damit.«

»Es sind wir!«

»Hä?« Allmählich wurde ich leicht sauer. Wollte diese Tante mich auf den Arm nehmen? »Wir sollen das sein?«

»Ich und Sie.«

»Dann haben Sie mich auch im Jenseits gesehen?«

»Nein, nein, noch nicht. Obwohl es passieren kann, denn es hat sich eine Welt geöffnet, wo alles normal läuft, verstehen Sie? Dort findet das Leben parallel statt.«

»Unsere Existenz spiegelt sich dort noch einmal wider, wenn ich Sie recht verstanden habe.«

»Das ist der Punkt.«

Ich mußte mich räuspern. »Meinen Sie, Erica, daß ich Ihnen die Dinge glauben soll?«

»Sie müßten es.«

»Nein, ich…«

»Lassen Sie mich ausreden, John. Ich kann Ihnen auch den Beweis dafür liefern.«
»Wie wollen Sie das denn machen?«
»Ganz einfach. Ich werde Sie einladen und mit Ihnen von dieser Welt aus ins Jenseits gehen.«
»Wo ich Schneewittchen sehe?«
»Richtig.«
»Und auch die anderen.«
»Das stimmt ebenfalls.«
»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen glauben kann, Erica. Es widerstrebt mir einfach.«
»Es ist Ihr Job, Mister…«
»Natürlich ist es mein Job. Bevor ich allerdings eine Aufgabe übernehme, denke ich nach, sichere Spuren und überlege mir, ob es sich überhaupt lohnt.«
»Keine Sorge. Sie können sich auf mich verlassen. Werfen Sie einen Blick in die andere Welt. Sie bereuen es bestimmt nicht.«
War es eine raffinierte Falle? Ich dachte nach und auch daran, daß ich nicht ganz ohne Rückendeckung in das Lokal gegangen war. Ich hatte meinem Partner Suko erklärt, wo ich zu finden war. Ferner hatte ich ihm gesagt, daß ich zwischendurch anrufen würde. Blieb dieser Anruf aus, wollte sich Suko auf den Weg machen und in der Kneipe, die *Honeymoon* hieß, einmal sehr direkt nachfragen.
Erica erhob sich. »Stimmen Sie doch einfach zu Mr. Sinclair! Sie werden es nicht bereuen.«
»Sie wollen mich also von hier wegbringen?«
»Das habe ich vor.«
»Wohin denn?«
»Es ist nicht sehr weit. Wir brauchen nicht einmal auf die Straße zu gehen.« Lächelnd ging sie zur Tür. »Wenn Sie mir folgen, werden Sie ein Geheimnis kennenlernen, wie Sie es zuvor noch nie gesehen haben. Glauben Sie mir.«
Trotz meiner inneren Warnungen hatten mich die Worte dieser ungewöhnlichen Person neugierig gemacht. Diesmal stimmte ich ihr zu. Sie sah mein Nicken, Freude blitzte in ihren Augen.
»Dann komm.«
»Sag mir erst wohin!«
»Ins Jenseits«, flüsterte sie. »Wo alles anders ist. In die Welt deiner Träume.«
Ich lachte kalt. »In die bestimmt nicht.«
Erica hatte bereits die Tür geöffnet. Den Bademantel ließ sie einfach fallen. Nackt stand sie vor mir. Frau und Mann zugleich.
»Wollen Sie sich nicht etwas überziehen?« fragte ich.
»Ja, natürlich. Ich hatte Ihnen nur die Tür öffnen wollen, das war

alles.«
»Schön.« Auf der Schwelle blieb ich stehen mit dem Rücken zu Erica. Ich hörte es rascheln, dann vernahm ich die Schritte. Sie hatte sich blitzschnell umgezogen, trug eine enge, lange, schwarze Hose und einen blaßgrauen Pullover.
»Wir können, John.«
»Gehen Sie vor.«
Lächelnd schob sie sich an mir vorbei. Wieder ging ich hinter ihr her, kopfschüttelnd diesmal, denn was mir da erzählt worden war, konnte ich nicht in die Reihe bekommen. Meines Erachtens stimmte da einiges nicht. Da ging zuviel durcheinander.
Ich war in Gedanken versunken, sonst wäre mir schon früher die Stille aufgefallen. Aus der Bar war kein Lärm mehr zu hören.
Erica schob den Stoff zur Seite, öffnete die Tür zur Bar und ließ mir den Vortritt.
Ich staunte nicht schlecht.
Normalerweise begann um die Zeit – wir hatten noch vor Mitternacht – der Betrieb erst richtig. Hier jedoch tat sich nichts. Die Bar war leer. Kein Gast hielt sich in ihr auf und auch keine Bedienung.
Es leuchtete auch kein Scheinwerfer gegen die Tanzfläche, nur die kleinen roten Lampen auf den Tischen brannten noch, umschwebt und umwabert vom abgestandenen Rauch zahlreicher Zigaretten.
Ich war etwas konsterniert, das mußte ich zugeben und fragte kopfschüttelnd: »Was soll das?«
Erica stand in der Nähe. Eine Hand hatte sie auf eine Sessellehne gelegt. »Sie sind alle weg.«
»Das sehe ich. Nur ist es ziemlich ungewöhnlich. In einem Club wie diesem…«
»Sie gingen schon vor.«
»Was?«
»Ja«, flüsterte sie und nickte. »Sie alle, die du hier gesehen hast, gehören dazu. Sie kennen das Reich der Toten. Das Jenseits hatte sie entlassen, aber jetzt sind sie wieder dorthin zurückgekehrt.«
Meine Züge vereisten allmählich. Es ist doch eine Falle gewesen, schoß es mir durch den Kopf. Erica hat dich reingelegt.
Wir starrten uns an. »Was soll das?« fragte ich gefährlich leise.
»Haben Sie mich kommen lassen, um mir das zu zeigen? Ich habe nichts davon bemerkt, daß die Gäste hier zu den Toten gehören.«
»Sie sind auch nicht tot, sie haben sich nur verändert und für eine gewisse Sache entschieden.«
»Wir sollen ihnen folgen. Oder wie haben Sie sich das vorgestellt?«
»Ja.«
Nicht alle hatten die Bar verlassen. Hinter der Theke klang ein Geräusch auf. Es hatte sich angehört, als wäre dort ein Glas

umgekippt.
Dann schob sich jemand in die Höhe.
Gilda trug noch immer das kurze, grüne Kleid. Dafür waren die prächtigen Haare verschwunden.
Statt dessen wuchs auf ihrem Hals ein bleicher, im Licht der Lampen leicht rötlich schimmernder Totenschädel…

***

Gerty Camrum wurde nicht ohnmächtig. Ihr knickten nicht einmal die Beine weg. Sie stand nur stocksteif auf der Stelle und dachte real.
Das kann doch nicht wahr sein. Das ist eine Täuschung. Du bist in keinem Horror-Kabinett. Das bildest du dir ein, verdammt! Dein Paul kann nicht mit einem Skelettschädel herumlaufen. Deine Phantasie gaukelt dir etwas vor.
Sie hörte sich selbst heftig atmen. Ansonsten unterbrach kein Geräusch die Stille im Bad. Irgendwann – einige Zeit war schon verstrichen – fand Gerty die Kraft und den Mut, ihren Mann anzusprechen.
»Paul – was ist mit dir? Bist du es?«
Er nickte ihr zu. Der Schädel fiel nicht ab. Dort, wo sich einmal die Lippen befunden hatten, drang eine krächzend klingende Antwort aus dem Mund. »Ich will dich holen, Gerty.«
»Du mich?« Sie ging einen kleinen Schritt zurück. »Aber wohin denn, zum Teufel?«
»Vielleicht dorthin, Gerty. Ich hole dich in das Reich der Toten, meine Liebe.«
»Quatsch, das ist…«
»Hast du nicht geträumt, Gerty?«
Sie runzelte die Augenbrauen. Ja, sie hatte geträumt. Sehr stark, sehr intensiv und grausam. Es war ein sehr böser Traum gewesen, ein Wahrtraum. Ihre Hand fuhr hoch zum Hals. Die Fingerspitzen berührten das Pflaster. »Was weißt du von meinen Träumen?« flüsterte sie. »Was hast du darüber gehört?«
»Ich fühlte es, ich sah dich.«
»Wo?«
»Du bist durch den Gang gelaufen. Du kamst zu uns!«
Sie beugte sich vor. »Was hast du da gesagt? Ich soll zu euch gekommen sein?«
»So ist es, Gerty!«
Sie schlug gegen ihre Stirn. »Aber wo, Paul, bist du denn gewesen? Ich habe dich nicht gesehen.«
»Du hättest richtig schauen sollen.«
»Quatsch, das ist Unsinn! Ich habe dich nicht gesehen. Ich sah nur die Monstren mit…« Sie stockte, und ein erstickt klingender Laut

drang aus ihrem Mund. »Meine Güte, die Monstren. Du gehörst auch dazu, Paul. Bist du bei ihnen gewesen?«

»Wie gut du doch raten kannst.«

Gerty Camrum starrte auf die Kerzenflamme, die im Durchzug unruhig tanzte. Aber sie verlöschte nicht. Die Flamme schaffte es, dem allgemeinen Bild ein noch geheimnisvolleres Aussehen zu geben.

Stockend sprach sie weiter. »Du hast vorhin noch in deinem Bett gelegen. Ich habe dich gespürt, als ich aufstand. Du… du … hast so röchelnd geatmet, wie das immer geschieht, wenn du tief und fest schläfst. Da warst du noch kein Monstrum. Nein, bestimmt nicht. Da warst du ein Mensch, Paul. Ein richtiger Mensch …«

»Das bin ich jetzt auch.«

»Mit einem Totenschädel?« kreischte sie.

»Das begreifst du nicht. Ich habe den Weg ins Jenseits gefunden. Ich kann hineingehen und werde wieder entlassen. Wir sind viele, sehr viele. Wir haben das Geheimnis entdeckt.«

»Woran du mich teilhaben lassen willst.«

»So soll es sein, Gerty.«

Die Frau war sprachlos. Es wollte nicht in ihren Kopf, was sie hier erlebte. »Gut, Paul, gut!« sagte sie keuchend. »Wir beide sind einige Zeit verheiratet. Ich habe akzeptiert, daß du dich zu einer gewissen Szene hingezogen fühlst. Ich habe nichts dagegen, wenn du in diese verdammte Bar gehst und dir einen Männerstriptease anschaust. Wer so etwas braucht, der soll es auch haben. Aber höre auf, mich reinzulegen, mich fertigzumachen. Das ist nicht fair, das will ich nicht. Nimm dieses verdammte Ding ab! Ich will meinen verfluchten Alptraum nicht wiederholt wissen. Das mußt du begreifen, Paul.«

»Ich kann es nicht abnehmen.«

»Wieso?«

»Es ist mein Kopf, Gerty.« Er streckte die Arme aus, um nach ihr zu fassen, doch Gerty zog sich zurück. Blitzschnell drehte sie sich zum Waschbecken hin, um dem Griff zu entgehen, und ihr dermaßen veränderter Mann faßte auch ins Leere.

Er wollte sie und drehte sich ebenso schnell. Sein Arm schwang auch herum. Hart erwischte der Handrücken Gertys linke Wange, die sich durch den Schlag rötete.

»Du kommst mit, Gerty, du kommst in unsere Welt. Ich werde dir alles zeigen.«

Diesmal schlug sie zu.

Damit hatte Paul wohl nicht gerechnet, da er seine Frau im Prinzip als sanfte Person kannte. Beide Hände hatte sie zusammengelegt, und sie traf den Knochenschädel ihres Mannes derart hart, daß sie damit rechnete, ihn von den Schultern geschlagen zu haben.

Er blieb jedoch, nur Paul taumelte zurück. Vielleicht wäre Gerty trotz

allem nicht aus dem Bad entwischt, hätte er sich nicht die Kniekehlen am Wannenrand gestoßen. Durch diesen Druck bekam er das Übergewicht und fiel nach hinten.

Er ruderte noch mit beiden Armen und fiel schräg in die Wanne.

Bis er sich aus dieser Haltung befreit hatte, würden Sekunden verstreichen, die Gerty nutzte.

Sie schnappte sich ihren Bademantel und hetzte aus dem Bad in den kleinen, quadratischen Flur hinein. Das beste war die Flucht.

Aber Gerty gehörte zu den Frauen, die ihren Mann nicht im Stich lassen wollten. Sie hatten sich geschworen, zusammenzubleiben, und sie hatte auch seine Marotte akzeptiert. Das alles wollte die Frau nicht während einer Minute über Bord werfen.

Sie schlüpfte in den Bademantel und öffnete sicherheitshalber die Schlösser der Tür.

Da kam Paul schon. Er stand auf der Schwelle, seine Stimme klang sehr böse. »Ich habe dir doch gesagt, daß du mit mir kommen sollst, Gerty. Weshalb gehorchst du nicht?«

»Weil ich nicht will!« schrie sie.

»Dann muß ich dich eben zwingen!«

Dieses letzte Wort traf sie wie ein Stich ins Herz. Alles würde sie mit sich geschehen lassen, aber nicht zwingen.

Sie riß die Wohnungstür auf, als ihr Mann auf sie zusprang. Gerty war schneller. Sie konnte die Tür noch zurammen und floh in das Treppenhaus. Es klang vie ein Schuß, der durch das alte Gebäude hallte. Er würde vielleicht Mieter wecken, doch wer hier lebte, kümmerte sich zumeist nicht um die Probleme der Nachbarn. Hier hatte jeder seine eigenen Sorgen und Probleme, um die er sich kümmern mußte.

Als Paul im Flur stand, hatte seine Frau den ersten Treppenabsatz bereits hinter sich gelassen. Sie floh wie ein Schatten, die Panik hielt sie umklammert, und die heiße Angst um ihr Leben trieb sie voran.

Trotz seiner Macken hatte sie Paul bisher immer vertrauen können.

Was er jetzt allerdings zeigte, war furchtbar. Da hatte er die völlig dunkle Seite seines Wesens offenbart.

Zwei Stockwerke tief mußte sie laufen, um den Ausgang zu erreichen. Genau in dem Augenblick verlöschte das Flurlicht. Es brannte nur sehr kurz. Soeben noch hatte Gerty den Umriß eines Mannes wahrnehmen können. Der Kerl lebte in einer der unteren Wohnungen, lehnte neben seiner Tür und war stehkragenvoll.

Gerty machte ihn fast nüchtern. Als sie nach dem Lichtschalter tastete, umschlangen sie die Arme des Mannes wie die Fänge eines Kraken. Sie hörte das rauhe Lachen. Hände suchten nach ihrer Brust, die Alkoholfahne nebelte sie fast ein.

Gerty stieß ihren angewinkelten Arm nach hinten und traf mit dem

spitzen Ellbogen.

Sie hörte den Betrunkenen nach Luft japsen, aber auch die Schritte auf der Treppe, die an Lautstärke zunahmen, weil ihr Mann die alten Stufen hinabkam.

Abermals flutete die Panik in ihr hoch. Bis zur Haustür waren es nur wenige Schritte.

Sie riß die Tür auf, lief nach draußen und dachte nicht mehr daran, wie schmal der Gehsteig war.

Die Frau im hellen Bademantel lief auf die Straße und hinein in das Licht der beiden Scheinwerfer, die vor ihren Augen explodierten. Sie hörte noch das Jaulen von Reifen auf dem Pflaster, dann fiel sie einfach zusammen, als wäre sie von dem Wagen überrollt worden…

***

Soho am Abend!

Im Sommer quollen die Straßen und Gassen mit Menschen über, obwohl dieser Stadtteil längst nicht mehr aussah wie früher und die meisten Besucher enttäuscht waren.

Im Herbst oder Winter jedoch gab es selbst in Soho Ecken, die man als tot bezeichnen konnte.

Fast menschenleere Straßen, glänzendes Pflaster, Gullys, aus denen Qualmwolken krochen und sich auf der Fahrbahn verteilten, als wollten sie das Licht der Schweinwerfer aufsaugen.

Auch Suko kam es so vor. Er gehörte zu den wenigen Autofahrern, die abseits der vielbefahrenen Straßen mit dem Wagen unterwegs waren.

Die Reifen schmatzten über den glänzenden Asphalt. Suko hatte die Winterpneus aufziehen lassen. Um diese Jahreszeit mußte man mit Schnee rechnen. In den höheren Lagen des Landes war er bereits gefallen.

Der Inspektor wollte sich zwar nicht als innerlich aufgewühlt bezeichnen, dennoch fuhr eine gewisse Sorge mit. Er hatte Johns Anruf erwartet, der aber war ausgeblieben.

Von dem Zeitpunkt an handelte Suko genau nach dem abgesprochenen Plan. Er wollte sich das Lokal mit dem schönen Namen *Honeymoon* einmal genauer ansehen.

Was er sich darunter vorstellen sollte, wußte er nicht. Das hatte auch John Sinclair nicht gewußt. Irgendeiner der noch vorhandenen Stripschuppen in Soho. Viele dieser Läden hatten dichtmachen müssen. Den Leuten saß das Geld nicht mehr locker, außerdem gab es noch andere Vergnügungen.

Suko ließ den Wagen durch die feuchte Herbstnacht rollen. Es war nicht neblig geworden, doch ein leichter Dunst wehte schon durch die Gassen und wollte an den Fassaden der Hausdächer in die Höhe

kriechen.

Der Inspektor fuhr so schnell wie möglich, ohne allerdings das Tempolimit zu überschreiten. Er befand sich nicht auf einem Noteinsatz, deshalb verzichtete er auch auf die Sirene und das Blaulicht, das er sich nachträglich hatte einbauen lassen.

Nicht einmal weit vor dem Ziel geschah es. Er verglich es mit einer Momentaufnahme. Von einem Augenblick zum anderen war alles anders. Von der rechten Seite her, vom Gehsteig kommend, erschien die Gestalt im Licht der Scheinwerfer.

Es war eine Frau, die ein langes, helles Kleidungsstück trug. Sie war einfach da, warf sich in den BMW hinein, als wollte sie den Wagen stoppen.

»Verrückt!« keuchte Suko und bremste.

Der Wagen war mit phantastischen Bremsen ausgestattet. Das ABS gehörte serienmäßig dazu. Der Wagen geriet nicht aus der Spur, da drehten keine Räder durch – und er stand.

Die Frau aber lag vor dem Fahrzeug. Sie war wie eine Puppe zusammengesackt. Beim Fallen hatte sie die Arme noch in die Luft gereckt, als hätte sie sich irgendwo festhalten wollen.

Suko war in Windeseile aus dem Wagen. Nach einer Falle hatte ihm das nicht ausgesehen.

Die Frau lag auf dem nassen Asphalt. Soviel Suko beim ersten Hinschauen erkennen konnte, war sie nicht verletzt worden. Sie lag gekrümmt, regelrecht eingerollt, als wollte sie sich vor irgend etwas schützen.

Er beugte sich über sie, faßte sie an, die Frau schrie. »Neiinnn, nicht. Sie… du …«

»Bitte, Madam, Sie brauchen keine Angst zu haben.« Suko lächelte.

»Ich möchte Ihnen nur helfen.«

»Mir… Sie …?«

»Ja.«

»Und wer sind Sie?«

»Stehen Sie erst einmal auf, Madam. Sie holen sich auf dem kalten Boden noch den Tod.«

»Gehören Sie auch zu ihm, Mister? Reden Sie schon! Ich will es wissen.«

»Wen meinen Sie?«

»Meinen Mann, der…« Sie brach ab und ließ es geschehen, daß Suko sie auf die Beine zog. Beide hielten sich im Licht der Scheinwerfer auf und waren auch aus der Ferne zu sehen.

Zeugen für diesen Vorgang hatte es auch gegeben. Von irgendwoher liefen Menschen zusammen. Zwei bullige Männer, beide leicht angetrunken, beschimpften Suko als Verkehrsrowdy. Der kümmerte sich nicht um die Schreie, fuhr den BMW zur Seite und hatte die Frau

auf den Beifahrersitz gesetzt. Sie hockte dort und starrte gegen den Wagenhimmel. Ihr Atem ging heftig. Eine Wange war besonders stark gerötet, als wäre sie genau dort geschlagen worden.

Danach fragte Suko auch.

»Ja, man hat mich geschlagen.«

»Und wer?«

»Mein Mann.«

Suko nickte. Er hatte sich so etwas schon gedacht. Leider nahmen die Streitigkeiten unter Eheleuten immer stärker zu. Nur wenig wurde darüber bekannt, vieles blieb im dunkeln. Frauen wurden gequält und gedemütigt, und es gab einfach zu wenig Frauenhäuser, in denen sie hätten Schutz suchen können.

»Soll ich mit hochgehen?« fragte Suko.

Sie hob die Schultern. »Und dann?«

»Ich könnte mit Ihrem Mann reden.«

Sie lachte schrill auf. »Mit ihm reden? Das geht nicht, das ist nicht drin.«

»Keine Sorge«, sagte Suko. »Ich bin Polizist.« Er sagte seinen Namen und den Dienstgrad.

»Ich heiße Gerty Camrum.«

»Okay, Mrs. Camrum, wir sollten zu Ihnen gehen, damit ich Ihren Mann fragen kann, was…«

»Nein, nein!« widersprach sie heftig. »Sie können mit meinem Mann nicht reden!«

»Ist er so schlimm?«

Gerty warf einen Blick auf die Haustür, die noch immer offenstand. Zuschauer hatten sie keine mehr. In dieser Gegend kümmerte man sich nicht um die Probleme anderer. »Man kann nicht mit ihm sprechen«, sagte sie hastig. »Oder haben sie schon mal mit jemanden geredet, der statt eines normalen Kopfes einen Totenschädel besitzt?«

Nach diesen Worten mußte sie lachen. Suko saß total verwirrt konsterniert neben ihr.

»Moment mal, Mrs. Camrum. Was haben Sie da eben von sich gegeben? Ihr Mann hat einen – Totenschädel?«

»Ja.«

»Eine Maske?«

»Nein, Inspektor. Er ist echt! Und in der rechten Hand hat er eine brennende Kerze gehalten.«

Eine brennende Kerze und einen Totenschädel. Suko wußte nicht, ob sich die Frau das alles eingebildet hatte. Vielleicht litt sie unter Halluzinationen, möglicherweise war ihr Geist auch verwirrt, da gab es einige Erklärungen. Aber auch die, daß die Frau möglicherweise die Wahrheit gesagt haben könnte. Der Inspektor gehörte nicht zu den Menschen, die andere auslachten, wenn diese etwas Ungewöhnliches

gesehen oder erlebt hatten. Er hörte stets genau zu und ging auch davon aus, daß jedes Ding nun mal zwei Seiten hat.

»Sie glauben mir nicht, wie?«

Suko hob die Schultern. »Es ist zumindest schwer, Mrs. Camrum.«

Sie nickte heftig. Ihre Nasenflügel zitterten, die Haut auf dem Gesicht glänzte. »Ich weiß, es ist verdammt schwer zu glauben, Inspektor. Aber ich habe Ihnen die Wahrheit erzählt, die volle Wahrheit. Da war auch noch mein Traum.«

»Ihr was, bitte?«

»Mein Traum, er war furchtbar. Ich sah eine Leichenkutsche, die von zwei Schimmeln gezogen wurde. Auf der Kutsche stand ein gläserner Sarg. In ihm lag ein Mädchen oder eine junge Frau. So genau konnte ich das nicht sehen.«

»Tot?«

Gerty ging nicht auf Sukos Frage ein. »Der Kutsche folgten zahlreiche Gestalten. Sie alle trugen dunkle Kleidung, aber sie besaßen keine normalen Köpfe, sondern Skelettschädel. Ja, blanke, widerliche Schädel mit leeren Augenhöhlen und…« Sie bewegte beide Hände bei dieser Beschreibung. »Mein Mann, er … er sah auch so aus.«

»Im Traum?«

»Nein, verdammt, in der Wirklichkeit! Ich erwachte, ging ins Bad und sah die Wunde an meinem Hals. Sie ist mir mit einem Messer beigebracht worden, das aus dem Bild kam.« Gerty Camrum hatte sich so gedreht, daß Suko die verpflasterte Stelle sehen konnte. »Da, Inspektor, hat mich das Ding erwischt.«

»Wie denn?«

»Im Traum.«

»Trotzdem haben Sie eine Wunde?«

»Ja, weil sich Traum und Realität vermischten!« schrie sie. Speichel sprühte von innen gegen die Frontscheibe. »Ich kann begreifen, daß Sie mir nicht glauben, Inspektor. Ich hätte Ihnen das auch nicht abgenommen, aber es ist nun mal so.«

»Wo kam das Messer her?« erkundigte sich Suko.

»Aus dem Bild!«

»Moment mal. Ein Bild spielt ebenfalls eine Rolle. Das haben Sie mir nicht gesagt.«

»Diese Kutsche und die schrecklichen Gestalten habe ich auf einem Gemälde gesehen. Aus dem Gemälde drang das Messer. Ich hätte es genau in den Hals bekommen, wenn ich nicht den Kopf zur Seite genommen hätte. So sieht die Wahrheit aus, ob Sie mir nun glauben oder nicht. Ich kann Ihnen nichts anderes sagen.«

Suko räusperte sich. »Wo wohnen Sie genau, Mrs. Camrum?«

»In der zweiten Etage.«

»Gut, ich werde nachschauen.« Suko wollte die Tür öffnen, aber

Gerty Camrum umfaßte seinen Arm.
»Das ist viel zu gefährlich, Inspektor. Mein Mann wird Sie…«
»Lassen Sie das mal meine Sorge sein.«
Ihre Hand glitt nach unten. »Ist gut, Inspektor, ist gut.« Sie stieg ebenfalls aus und folgte dem Chinesen, der bereits die Haustür aufgestoßen hatte und im Flur stand, wo kein Licht brannte.
Gerty schaltete es ein. In der trüben Beleuchtung erkannte Suko die nach oben führende Treppe mit den breiten Holzstufen. Sie sahen ziemlich ausgetreten aus. Das Eisengeländer paßte nicht dazu, es war jedenfalls stabil, was es wohl auch sein mußte.
Er stieg die Treppe hoch, erreichte die erste Etage und nahm den Weg in die zweite.
Die Frau blieb einige Stufen hinter ihm. Erst an der Wohnungstür holte sie ihn ein. Gerty zitterte.
»Bleiben Sie zunächst hier«, sagte Suko.
»Haben Sie eine Waffe?«
»Natürlich.« Suko schaute sich die Tür an. Das Licht verlöschte, Gerty drückte erneut auf den Knopf, und Suko hatte bereits sein Besteck hervorgeholt.
Das Schloß ließ sich einfach öffnen, zudem war die Tür auch nicht von innen verriegelt oder verkettet.
Er betrat die rechteckige Diele, in der noch das Licht brannte. Gerty blieb ihm auf den Fersen. Sie deutete auf die Tür des Badezimmers. »Dort ist es gewesen…«
»Gerty!«
Der Ruf drang aus einem anderen Raum. Die Frau erstarrte und wurde kalkblaß. »Das war er!« hauchte sie. »Er hat mich gerufen. Das war Pauls Stimme.«
Suko zeigte auf die Tür. »Was liegt dahinter?«
»Unser Schlafzimmer.«
»Gut.« Der Inspektor drückte die Tür auf. Im Raum brannte Licht.
Auf seiner Bettkante saß Paul Camrum.
Keine Spur von einem Totenschädel.
Dieser Mann war völlig normal…

***

Er starrte Suko an wie einen Geist. Das Haar zeigte eine wirre Frisur.
Dieser Mensch sah aus, als wäre er soeben aus einem tiefen Schlaf erwacht.
Hinter dem Inspektor drückte sich Gerty in den Raum. Auch sie erkannte ihren Mann.
»Paul!« Sie würgte den Namen hervor. »Mein Gott, Paul, was ist geschehen?«
»Das frage ich dich.« Er stand langsam auf und zog seine gestreifte

Schlafanzughose in die Höhe, die sich mit ihrem Gummiband über seinem Bauch spannte. »Du kommst hier mit einem Fremden in unser Schlafzimmer und willst von mir wissen, was geschehen ist.«

Seine Stimme nahm an Lautstärke und Schärfe zu. »Ich verlange eine Erklärung von dir.«

Bevor Gerty etwas sagen konnte, mischte sich Suko ein. Er entschuldigte sich für sein Eindringen und lüftete danach seine Identität.

»Ach nein, Sie sind Polizist?«

»So ist es, Mr. Camrum.«

»Und was wollen Sie hier?«

»Ich habe ihn hochgeschickt, Paul!«

»Weshalb?«

»Weil du… weil du …« Sie hob hilflos die Schultern. »Nein, es hat alles keinen Sinn. Es ist so zwecklos. Ich glaube, ich werde noch verrückt.« Sie ließ sich auf die andere Kante des Doppelbettes sinken, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte.

»Können Sie mir endlich sagen, was das zu bedeuten hat?« fragte Paul Camrum scharf.

»Ja und nein. Der Fall ist etwas kompliziert, das gebe ich zu. Ihre Frau lief mir vor den Wagen, als sie in wilder Panik das Haus verließ. Fast wäre sie überfahren worden.«

»Weshalb hat sie das Haus verlassen?«

»Sie hatte wohl ihre Gründe. Unter anderem muß sie Schreckliches erlebt haben.«

Paul verzog das Gesicht. »Wie soll sie Schreckliches erlebt haben? Sie hat geträumt…«

»Das ist möglich. Alpträume können manchmal furchtbar sein, Mr. Camrum.«

»Ich habe nicht geträumt«, sagte Gerty leise und bewies damit, daß sie mitgehört hatte. »Ich habe zwar geträumt, aber nicht davon, daß du mir mit einem Totenschädel begegnet bist. Du hast mich bis ins Bad verfolgt. Dort habe ich dich gesehen. Du warst schrecklich, Paul, und du wolltest mich mit ins Jenseits nehmen, das du angeblich so gut kennst. Verstehst du jetzt?«

»Nein.«

Suko wußte nicht, was er unternehmen sollte. Um überhaupt etwas zu tun, bat er darum, das Bad sehen zu dürfen. Paul führte ihn hin. Suko schaute sich um.

Er konnte nichts Verdächtiges entdecken. Es gab keine Spuren, die die Worte der Frau bestätigt hätten.

Paul war an der Tür stehengeblieben. »Nun, was sagen Sie dazu, Inspektor?«

Er hob die Schultern. »Ich glaube, ich muß mich bei Ihnen

entschuldigen.«

»Nein, das ist nicht nötig. Irgendwie ist man froh, daß die Polizei achtgibt.« Er schaute zurück in die Diele, um sicherzugehen, daß Gerty nichts mithörte. »Was meine Frau angeht, Inspektor«, sagte er leise. »So muß ich Ihnen gestehen, daß sie des öfteren unter Alpträumen leidet. Das ist meist im Spätherbst so. Da wird sie mitten in der Nacht wach, schreit oder wälzt sich im Bett umher. So etwas ist schlimm, kann ich Ihnen sagen. Sehr schlimm.«

»Sicher, Mr. Camrum, Sie werden Ihre Frau besser kennen als ich.«

»Das will ich meinen.«

»Dann bleibt mir nichts anderes übrig, als mich bei Ihnen für die Störung zu entschuldigen.«

»Macht nichts, Inspektor.«

Bevor Suko ging, betrat er das Schlafzimmer, wo Gerty noch immer auf der Bettkante hockte. »Es tut mir leid, Mrs. Camrum, aber ich habe nichts Verdächtiges finden können.«

»Dann glauben Sie mir also nicht?«

»Es fällt mir zumindest schwer.«

Sie schaute ihn sehr traurig an. Gleichzeitig auch mit einem Blick der Verlassenheit, als stünde sie dicht davor, ihren letzten Weg zu gehen. »Ich danke Ihnen trotzdem, Inspektor, daß Sie mich nicht ausgelacht haben und mir in die Wohnung gefolgt sind.«

»Das war selbstverständlich. Falls irgend etwas sein sollte, ich lasse Ihnen meine Karte hier.« Suko legte sie auf den Nachttisch und reichte Gerty die Hand. »Versuchen Sie, noch etwas zu schlafen, Mrs. Camrum. Morgen früh sieht alles anders aus.«

»Das glaube ich nicht.«

»Trotzdem.« Auch Suko stand unter einer gewissen Zeitnot. Er sprach ihr noch einmal Mut zu, drehte sich um und ging zur Schlafzimmertür, wo Paul auf ihn wartete. Er hatte sich mittlerweile einen Bademantel übergestreift.

»Alles klar?« fragte er.

»So gut wie. Geben Sie ein wenig auf Ihre Gattin acht, Mr. Camrum. Sie hat es verdient.«

Er lächelte. »Natürlich, Inspektor. Ich werde ihr sagen, daß Sie mich wecken soll, wenn die Träume besonders schlimm werden und sie wieder erwacht.«

»Das ist gut. Wenn alles nichts hilft, sollten Sie mit ihr einen Psychologen aufsuchen.«

Er lachte. »Einen Seelenklempner?«

»Nun ja, auch in dieser Berufsgruppe gibt es Unterschiede, Mr. Camrum. Manchmal können Gespräche zwischen einem Psychologen und dem Patienten sehr dienlich sein.«

»Abwarten.« Camrum brachte Suko noch bis zur Wohnungstür, wo er

ihm die Hand reichte.
Die Haut des Mannes fühlte sich kalt und fischig an, als würde kein Blut, dafür Eiswasser durch seine Adern rinnen.
Suko betrat das Treppenhaus und nahm die ersten Stufen. Hinter ihm schloß Camrum die Tür.
Auf dem halben Absatz blieb der Inspektor stehen, drehte sich um und schaute gegen die geschlossene Tür.
Er konnte sich nicht helfen, er wußte nicht, weshalb, aber irgendwie hatte er ein verdammt schlechtes Gewissen…

***

Gerty Camrum saß auch weiterhin auf der Bettkante und starrte zu Boden. Ihr Blick zeigte eine typische Leere. Sie war genarrt worden, hatte verloren, sie hatte sich lächerlich gemacht, denn Paul war ein völlig normaler Mensch. Wie hatte sie sich nur derart verrückt machen lassen können? Das wollte ihr nicht in den Kopf.
Tief atmete sie durch. Wenn sie gegen den Kleiderschrank schaute, dann kam sie sich vor, als würde seine vordere Front in Wellenbergen zerlaufen. Das gleiche setzte sich an der Decke fort, überhaupt kam ihr das Zimmer vor wie ein schwankendes Boot.
Kopfschmerzen peinigten sie. Vom Weinen nahmen sie noch mehr zu, Gerty kannte das.
Sie konnte nicht dagegen an. Das Gefühl der Hoffnungslosigkeit produzierte die Tränen.
Der Inspektor und ihr Mann redeten in der Diele miteinander. Da die Schlafzimmertür geschlossen war, konnten sie nicht verstehen, was die Männer sagten, aber der Polizist würde keinen Grund sehen, weiterhin in der Wohnung zu bleiben.
So fragte sie sich, was danach kommen würde? Die Nacht war noch lang, da konnten sich die Stunden bis zum Morgen hinziehen.
Der Inspektor hatte ihr geraten, wieder zu schlafen. Das aber wollte Gerty nicht. Sie fürchtete sich einfach davor. Wenn sie schlief, kehrten die schweren Träume sicherlich zurück. Möglicherweise noch stärker und intensiver. Einmal war sie mit dem Leben davongekommen, da hatte sie dieses verdammte Messer verfehlt. Würde sie es auch ein zweitesmal schaffen?
Daran konnte sie nicht glauben. Nein, das war einfach zu schrecklich. Sie sah sich schon als Gefangene eines Totenreiches, in dem farbige Nebel nur einen schmalen Tunnel freiließen. Und der wiederum endete vor dem schrecklichen Gemälde.
Alles war verloren, alles war kaputt. Jetzt noch von Rettung zu sprechen, hatte keinen Sinn mehr, und auf ihren Mann konnte sie sich nicht verlassen.
Sie hörte, daß die Schlafzimmertür geöffnet wurde. Gerty schaute

nicht auf. Nach wie vor hockte sie auf der Bettkante, fror, denn durch das offene Fenster drang die Kälte. Auch taten ihr einige Knochen an der rechten Seite weh. Der Aufprall war ziemlich hart gewesen und nicht so einfach zu verkraften.

Die Tür fiel wieder ins Schloß.

»Er ist weg!« vernahm sie die leise Stimme ihres Mannes. »Er ist tatsächlich gegangen.« Paul lachte.

»Ich weiß.«

»Du hast also keinen Erfolg gehabt.«

Die Worte waren einfach dahingesprochen worden. Gerty mußte erst darüber nachdenken. Nach einer Weile begriff sie den Sinn. Ein kalter Schauer rieselte über ihren Rücken. Sie traute sich erst nicht, die Hände von ihrem Gesicht wegzunehmen und in die Höhe zu schauen. Nur sehr langsam sanken sie nach unten.

Um Paul sehen zu können, mußte sie hochblicken.

Er war zwei Schritte in den Raum hineingegangen und starrte Gerty an. Die brennende Kerze hielt er wieder in der Hand. Statt des Gesichts blickte ihr ein Totenschädel entgegen.

Gerty wußte nicht mehr, was sie noch tun sollte. Sie öffnete den Mund, um zu schreien, während vor der Haustür der Motor eines Fahrzeugs gestartet wurde. Mit dem Wagen fuhr der Inspektor weg.

Eine harte Pranke unterdrückte den Schrei, und Pauls Stimme erreichte zischend ihr Ohr. »Das Jenseits wartet auf uns, Gerty. Komm, wir werden den Weg gemeinsam gehen…«

***

Gilda war zum Monster geworden und hatte auf uns gewartet. Wegen der Barbeleuchtung bot sie einen überzeichneten, grotesken Anblick. Sie besaß den Körper einer Göttin, doch den Kopf eines Monstrums. Der Schädel wirkte im Licht etwas weich, als könnte man ihn von verschiedenen Seiten zusammendrücken. Da sich Gilda nicht rührte und somit keine Gefahr für mich darstellte, tat ich auch nichts gegen sie, sondern wandte mich an Erica, die mich hergelockt hatte.

»Sie hatten es gewußt?«

»Ja, Polizist, das habe ich gewußt.«

»Gut, und jetzt?«

»Du sollst sehen, Polizist, daß es Dinge gibt, die über den menschlichen Verstand hinwegreichen.«

»Wie ist sie zu dem Totenschädel gekommen?«

»Sie war dort.«

»Wo genau?«

»Im Jenseits.«

»Hören Sie auf damit, Erica! Ich glaube Ihnen nicht. Das Jenseits kann nicht so aussehen.«

»Woher willst du das wissen?«

»Das Jenseits ist eine Welt, die man nicht erklären kann. Vielleicht ist es ein philosophischer Begriff, in dem unsere Gesetze überhaupt nichts gelten. Man kann es nicht berechnen, aber es ist einfach vorhanden, verstehen Sie?«

»Nein.«

»Wer einmal dort ist, der kommt nicht als Monstrum zurück. Also haben Sie den falschen Begriff genommen. Sie kann nicht aus dem Jenseits entlassen worden sein, weil sie gar nicht da war. Ein körperlich existierender Mensch ist nicht in der Lage, die Schwelle des Todes zu überwinden, um in die anderen Sphären einzudringen. Er muß gestorben sein, damit sich seine Seele aus dem Körper befreit. Sie kann dann dorthin wandern, was wir als Jenseits kennen. Wir können es auch nicht erklären. Es haben einige versucht. Menschen, die klinisch tot waren, deren Geist sich bereits auf der Reise befand. Sie haben das Licht gesehen, wie sie nach ihrer Rückkehr ins Leben erklärten. Aber sie waren normal, niemand kam mit einem Totenschädel zurück. Das müßte auch Ihnen klar sein.«

»Vielleicht habt ihr euch alle geirrt? Das wäre doch möglich – oder?«

»Ich gebe es zu.«

»Na bitte.«

»Was allerdings nicht bedeutet, daß ihr die Wahrheit gepachtet habt, Erica.«

»Moment, wir haben…«

»Vielleicht habt ihr euch auf ein Spiel eingelassen, das gebe ich gern zu. Die Wahrheit jedoch ist es nicht. Sie kann es einfach nicht sein, verstehen Sie?«

»Bist du dir sicher?«

»Fast.«

Sie setzte sich auf einen Stuhl und strich die Haare zurück. »Schau mich an!« flüsterte sie scharf. »Schau mich genau an und sage mir, was du siehst.«

»Eine Frau.«

»Oder einen Mann?« schrie sie.

»Nun ja, ihr seid anders, das gebe ich zu.«

»Ja, ja.« Sie nickte heftig. »Wir sind anders, Sinclair«, erwiderte sie.

»Wir sehen aus wie Frauen, sind jedoch Männer, also völlig anders. Aber wir sind deshalb auch sensibler geworden. Wir merken die Strömungen, wir haben eine Antenne für gewisse Dinge, von denen andere Menschen keine Ahnung haben. Und diese Antennen weit auszufahren, das ist unser Ziel.«

»Was wollt ihr damit erreichen?«

»Hinter die Dinge schauen.«

»Ins Jenseits?«

»So ist es, Sinclair.«
Ich schüttelte den Kopf. »Das schafft niemand. Und wenn, dann wird er es für sich behalten.«
»Wir sind viele.«
»Das habe ich gesehen. Der Raum hier ist leer. Denken alle Gäste so wie du?«
»Ja, Sinclair, ja. Wir haben uns hier immer versammelt, verstehst du? Schon seit Monaten treffen wir uns. Wir sind anders als die normalen Menschen! An die Wahrheit denkt niemand.«
»Ich habe begriffen. Nur frage ich mich, weshalb ich hierherkommen sollte, wo ihr doch alles geheim lassen wolltet.«
»Man hat uns den Auftrag gegeben.«
»Wie schön – und wer?«
»Das wirst du sehen.«
»Sie haben mir in der Garderobe etwas von einem Märchen erzählt. Schneewittchen hieß es. Geht es vielleicht darum?«
»Es ist möglich.«
»Gut.« Ich deutete auf Gilda. »Sie ist bereits aus dem angeblichen Jenseits entlassen worden. Ich war noch nicht dort. Deshalb nehme ich an, daß ich hingeführt werden soll.«
»Genau.«
»Dann bitte.«
Erica erhob sich. Sie beobachtete mich dabei mißtrauisch, wie ich auf die Bar zuschritt, hinter der die totenköpfige Gilda stand und auch nicht zur Seite wich. Deshalb konnte ich unangefochten auf sie zugehen und vor ihr stehenbleiben. Nur die Thekenbreite trennte uns.
Ich schaute sie genau an. Der Knochenschädel schien auf ihrem Hals regelrecht festgewachsen zu sein. Zwischen Haut und den Knochen des Schädels gab es eine Verbindung.
Der Anblick irritierte mich. Er widerte mich zwar nicht an, aber ich spürte auf den Schultern den kühlen Schauer. Mein Blick konzentrierte sich auf die Augenhöhlen. Mir kamen sie leer vor, aber ich hatte schon erlebt, daß gerade in diesen angeblich leeren Augenhöhlen etwas lauern konnte. Versteckt in einer unheimlich wirkenden Tiefe oder Schwärze. Da sprach ich aus Erfahrung.
Gilda rührte sich auch nicht, als ich meine Hand unter den dünnen Pullover schob, denn ich hatte mich zu einem Experiment entschlossen. Es konnte schiefgehen, dann hätte ich Gilda möglicherweise vernichtet, was mir überhaupt nicht gefiel.
Dennoch wagte ich es.
Hinter mir atmete Erica scharf. »Was hast du vor, Polizist?« Sie fragte es lauernd.
»Das liegt allein an mir. Da ich schon in eurer Mitte stehe und ihr mich haben wolltet, werde ich dementsprechend handeln. Halten Sie

sich zurück.«

Erica rollte mit den Augen. Dort hatte sich die dunkle Schminke aufgelöst und schwarze Streifen auf ihre Haut gezeichnet. Ich wußte, daß sie mir nicht positiv gegenüberstand, sie hatte mich hergelockt, um ihr Ziel zu erreichen.

Gilda tat nichts. Sie hatte ihre Hände auf die Theke gelegt. Nichts rührte sich in ihrem makabren Gesicht, das von einem Bildhauer geschaffen zu sein schien.

Ich hatte nicht grundlos meine Hand unter den Pullover geschoben. Dort befand sich mein Kreuz. Mit diesem Griff lenkte ich Gilda ab, denn mit der linken faßte ich über meinen Kopf hinweg. Die Kette lag um meinem Hals. Mit zwei Fingern bekam ich sie zu fassen, zog daran und merkte, wie auch mein Kreuz höherwanderte.

Blitzschnell glitt es aus dem Ausschnitt meines Pullovers hervor, lag auf meiner Hand, und einen Moment später drückte ich es gegen den häßlichen Totenschädel.

Ich hatte damit gerechnet, daß er zerplatzen würde. Er hätte auch zerlaufen können, zusammenschmelzen wie Eis in der Wärme.

Nichts davon trat ein.

Der Schädel blieb normal, bis auf eine Tatsache, die mich zunächst sehr irritierte.

In einem giftig wirkenden Grün strahlte er plötzlich auf, und das grüne Licht leuchtete auch aus seinen ansonsten leeren Augenhöhlen.

Da wußte ich Bescheid!

Nicht das Jenseits hatte Gilda und die anderen entlassen, sondern ein anders Reich.

Aibon!

***

Erst jetzt schrie sie!

Es hörte sich ungewöhnlich an. Die Schreie klangen hoch, schrill und gleichzeitig dumpf aus dem Maul, als würden sich dort zwei verschiedene Stimmen zu einer vereinen.

Sie war Mann, sie war Frau und auch ein Monstrum, denn der grüne Totenschädel paßte in diese Reihenfolge. Bis an das Regal war sie zurückgewichen, gab nicht acht und räumte mit den Ellenbogen einige Gläser ab. Sie fielen zu Boden. Sie hatte ihre Hände gegen den Schädel geschlagen, das grüne Licht strahlte auch noch durch die Finger.

Hinter mir hörte ich einen wütenden und gleichzeitig grunzenden Laut. Der warnte mich.

Ich trat zur Seite und kreiselte herum.

Erica war wie von Sinnen. Sie hatte sich einen Stuhl geschnappt und ihn hoch über ihren Kopf gehalten. Daß sie mir das Möbelstück auf den Schädel schlagen wollte, stand fest.

Als sie zudrosch, tauchte ich noch weiter ab. Der Stuhl hämmerte gegen die Thekenkante, wo er die Politur abriß und eine lange Schramme hinterließ.

Der Druck warf Erica noch weiter nach vorn. Ich packte sie und schleuderte sie zurück.

Zusammen mit dem Stuhl, den sie nicht loslassen wollte, fiel sie zwischen das Mobiliar und riß dabei zwei Tische um. Einige Stühle schob sie zur Seite.

»Hör auf!« warnte ich sie und kümmerte mich um Gildas grünen Totenschädel.

Das heißt, ich wollte mich darum kümmern, aber er war nicht mehr vorhanden.

Sie stand vor mir, wie ich sie kennengelernt hatte. Mit ihrer rotgefärbten Haarflut, zwar ein wenig gleich im Gesicht, aber ein normaler Mensch.

Erica befreite sich aus den Trümmern. »Gilda!« keuchte sie. »Verdammt, Gilda, bist du okay?« Sie wollte zu ihr laufen, ich spreizte meinen Arm ab und fing sie auf.

»Nicht so hastig, Lady«, sagte ich sarkastisch. »Erst werde ich mich um Ihre Freundin kümmern.«

»Was hat sie denn gemacht?« schrie Erica. »Sie… Sie hat dir doch nichts getan.«

»Das werde ich gleich feststellen.«

Gilda schaute mich nicht allein ängstlich an, sie hatte ihren Blick auch auf mein Kreuz gerichtet. Die Lippen waren fest zusammengepreßt, als wollte sie mir damit zeigen, daß sie nicht bereit war, auch nur ein Wort zu sagen. Die Farbe an ihrem Mund war etwas verschmiert. So sah es denn aus, als wäre roter Speichel an den Mundwinkeln verlaufen.

»Du bist es gewesen«, sagte ich leise. »Du mußt gespürt haben, was es bedeutet…«

»Ich habe nichts gespürt, gar nichts.« Sie streckte mir die Arme entgegen.

»Dein Totenschädel ist verschwunden.«

»Ja, ich werde ihn zurückbekommen, wenn ich den Weg ins Jenseits gehe und von dort entlassen werde. Wir haben eine Aufgabe zu bewältigen, wir *müssen* dort…«

Sie sprach nicht mehr weiter, da sie mein mehrmaliges Kopfschütteln gesehen hatte. Ich sagte statt dessen: »Jetzt hören Sie mir mal zu, Gilda. Was Sie mir gesagt haben, stimmt nicht. Ich hatte recht. Sie waren nicht im Jenseits. Das kann ich Ihnen versichern. Was Sie gesehen haben, ist eine ganz andere Welt gewesen, ein anderes Reich, das mit der unsrigen Welt nicht viel gemein hat. Aber es besitzt einen Namen, es ist ein Reich, angesiedelt in einer anderen Dimension, und

so einfach ist es für den normalen Menschen nicht, dorthin zu gelangen. Es ist das Reich der Märchen, der Legenden. Ein Land zwischen dem Jenseits und dem Diesseits, zwischen Gut und Böse. Und es ist damals entstanden, als der erste große Kampf ausgefochten wurde. Gefallene Engel, die in die ewige Verdammnis hineinglitten, haben es gegründet. Dieses Land, immergrün auf der einen Seite und gesegnet durch den ewigen Frieden, hatte auch eine andere, eine sehr dunkle Seite, die von einem mächtigen Dämon beherrscht wird. Einem Druiden-König, den bisher niemand hatte vom Thron stoßen können. Er heißt Guywano. Aber das nur am Rande. Ich werde es dir jetzt sagen, Gilda. Hör auch du zu, Erica, wie dieses Land heißt: es ist Aibon…«

Ich hatte während meiner Erklärungen die Stelle gewechselt und stand nun so, daß ich beide Frauen im Blickfeld hatte.

Gilda regte sich nicht, und auch Erica tat nichts. Beide schauten mich an, als hätten sie nichts begriffen. Für sie mußten meine Erklärungen absolutes Neuland sein. Auf Ericas Gesicht malte sich sehr wohl eine leichte Gänsehaut ab.

»Nun?«

Erica gab die Antwort. Zuvor hob sie die Schultern. »Ich weiß es nicht, ich kann nichts sagen, wirklich nicht. Für uns ist alles so überraschend gewesen.«

»Was?«

»Deine Erklärungen. Ich habe noch nie etwas von diesem Land gehört. Du, Gilda?«

»Nein.«

»Dann will ich euch sagen, daß ich nicht gelogen habe. Es existiert tatsächlich.«

»Und du warst dort?«

»Ja, ich habe das Land gesehen. Wie ich schon erwähnte, es kann herrlich und wunderbar sein, braucht es aber nicht, denn es gibt die grausame, die zweite Seite.«

»Märchen und Legenden«, flüsterte sie. »Wie kommst du darauf, daß es so etwas gibt?«

»In Aibon ja. Ich habe Trolle, Feen und viel Wundersames in dieser immergrünen Welt erlebt. Die Menschen waren glücklich. Es ist ein Land voller Musik, es ist der Himmel auf der einen, die Hölle auf der anderen Seite. In welch einem Teil seid ihr gewesen?«

»Nicht bei den Märchen«, flüsterte Gilda.

»Also in Guywanos Reich?«

»Wir kennen ihn nicht.«

Ich blickte Erica an. »Aber ich sollte zu euch kommen. So ist es doch gewesen.«

»Sicher.«

»Jetzt will ich den Grund nicht nur wissen, sondern ihn auch sehen. Habt ihr das verstanden?«

»Jetzt bestimmt.«

»Gut. Aibon will mich haben, Aibon kann mich haben. Ich möchte nur den Weg finden, um hineinzukommen. Es gibt mehrere, das ist mir bekannt, aber zeigt mir euren.«

Erica nickte. Gilda strich durch ihr Gesicht und verteilte die Schminke, die sich auflöste. Sie wirkte fast wie ein Clown. »Es ist nicht weit«, flüsterte Erica. Sie drehte die Finger ineinander. »Du… wir können hier im Haus bleiben.«

»Muß ich zu den anderen?«

»Das schon.«

»Und wo, bitte?«

»Sie befinden sich unten im Keller. Dort haben sie sich versammelt. Noch warten sie.«

»Dann sollen sie nicht zu lange warten. Geht vor, ihr kennt den Weg«, sagte ich lächelnd.

Gilda verließ ihren Platz hinter der Theke. Sie machte den Anfang.

Erica schloß sich ihr an.

Wieder gingen wir dorthin, wo die Garderobenräume lagen. Der kahle Gang machte auf mich einen ernüchternden Eindruck. Beinahe kamen mir Zweifel, ob ich richtig spekuliert hatte.

Gilda öffnete eine Tür, die sich in nichts von den anderen unterschied. Aber hinter ihr lag eine Treppe, die in die Tiefe führte. Da sich die eigentliche Bar schon auf dem Kellerniveau befand, führten die Stufen also noch tiefer in das Erdreich.

Sie bestanden aus glattem Beton. Feuchtigkeit schlug uns entgegen. Der Geruch war auch nicht angenehm. Es stank irgendwie nach Abwasser. Dazwischen wehte der Parfümgeruch der Gäste, die den Weg in die Tiefe ebenfalls geschritten waren.

Das elektrische Licht reichte auch bis tief unter den normalen Keller. Kleine Lampen gaben ihren matten Schein ab, der ebenfalls eine Tür erreichte.

Sie stand weit offen. Ich konnte in den Raum schauen, der hinter der Tür lag.

Dort sah ich sie.

Es waren tatsächlich die Gäste aus dem *Honeymoon*, die sich dort aufhielten.

Sie standen zusammen und hatten zwei Reihen gebildet. Zwischen ihnen hatten sie einen Gang freigelassen.

Das diffuse Licht wurde von zwei Lampen abgestrahlt, die sich an den Seitenwänden befanden. Es erreichte auch das Bild an der Stirnseite des Raumes. Es hing der Tür genau gegenüber.

Gilda reihte sich nach links ein. Erica verstärkte die Gruppe an der

rechten Seite.

Ich blieb am Beginn des Ganges stehen. Mein Blick galt einzig und allein dem Bild.

Es zeigte eine schwarze Kutsche, vor die zwei Schimmel gespannt waren. Die Pferde sahen prächtig aus. Obwohl sie ruhig standen, konnte der Betrachter den Eindruck bekommen, als würden sie jeden Augenblick aus ihrer Ruhestellung heraus starten.

Vier Laternen schaukelten an den Seiten der Kutsche. Sie gaben ein gelbliches Totenlicht ab. Einen Kutscher sah ich nicht, dafür die Ladung.

Der gläserne Sarg paßte zur Kutsche. Ich konnte auch erkennen, daß dort jemand seinen Platz gefunden hatte. Der Figur nach mußte es eine Frau sein.

Mein Blick suchte Erica. Auch sie hatte mich angestarrt, wie die übrigen Gäste ebenfalls. »Ist das euer Jenseits oder Aibon?« fragte ich.

»Ja.«

Es dauerte, bis ich wieder eine Frage stellte. »Ich sehe den Sarg auf der Kutsche und frage mich, was dies zu bedeuten hat.«

»Eine Beerdigung.«

Mein Lächeln wurde spöttisch. »Wie nett. Eine Beerdigung im Jenseits. Das habe ich auch noch nicht erlebt.«

»Und wir werden die Tote begleiten.«

»Wer ist sie?«

»Eine Person, die in Aibon einmal sehr groß und mächtig gewesen sein muß.«

»Wie heißt sie?«

»Niemand kennt sie. Wir wissen nur, daß wir sie auf ihrem letzten Weg begleiten sollen.«

»Mit mir?«

»So ist es.«

Auch ich dachte natürlich darüber nach, wer die Person sein könnte, verdrängte den Gedanken aber und sagte statt dessen: »Der Kutscher fehlt. Wer soll die Pferde lenken?«

»Er wird noch kommen.«

»Ist es einer von euch?«

»Ja, er gehört zu uns, aber er ist in dieser Nacht nicht bei uns gewesen. Trotzdem wird er kommen. Er muß den Ruf einfach gehört haben. Er hat die Kutsche oft gefahren.«

Erst jetzt fiel mir auf, daß die Anwesenden Kerzen in den Händen hielten. Kein Docht brannte, sie hielten sie einfach nur fest. Daß sie dennoch eine Bedeutung haben würden, war mir schon klar. »Und ihr werdet die Tote begleiten?« fragte ich noch einmal.

»Deshalb sind wir hier, Sinclair.«

»Wie soll das geschehen?«

Erica gab eine ausweichende Antwort. »Das wirst du in den nächsten Minuten erleben. Ich würde dir auch raten, uns zu folgen. Es ist bestimmt sehr wichtig.«

Das sah ich ebenso, denn ich wollte endlich Klarheit in diesem verflixten Fall haben. »Gut, ich warte.«

Für Erica war ich abgehakt, denn sie wandte sich an ihre Freunde.

Ein buntes Allerlei aus Transvestiten. Mann Frau – Frau Mann, hier war alles vorhanden, mehrere Male aber auch konzentriert in jeder Person. Eigentlich ein Zerrbild.

Ich schaute mir die Gesichter an. Sie alle waren geschminkt. Einige hell, andere viel dunkler. Lidschatten umgaben die Augen wie farbige Schleier. Grellrote, neonbunt, blaßrote und weiße Lippenstifte hatten Verwendung gefunden.

Falsche Wimpern bewegten sich zuckend wie Schmetterlingsflügel. Mundwinkel zeigten verschiedene Formen. Mal gebogen, mal lächelnd, die Unruhe der Erwartung ließ keinen kalt.

Erica löste sich aus dem Pulk. Sie schob sich an mir vorbei. Der Blick ihrer glänzenden Pupillen war lauernd und wissend gleichzeitig. Sie wußte genau, was passieren würde, und auch ich ahnte es.

Die Menschen interessierten mich nicht allzu sehr, ich konzentrierte mich mehr auf das Bild, das diese schaurige Szene zeigte. Es kam mir unvollständig vor, auch das würde sich bestimmt ändern, wenn das gelang, was die Männer (Frauen) vorhatten.

Mir war längst bekannt, daß auf der Welt transzendentale Tore existierten. Es waren Einstiege in andere Welten, in fremde Dimensionen. Die meisten Menschen wußten nichts davon, sie hätte das auch abgewiesen, aber es gab sie.

Das konnten alte Stollen sein, auch völlig normale Türen oder – wie hier ein Bild.

Ich ging davon aus, daß es den Leuten gelingen würde, durch dieses Bild in das Reich Aibon zu gelangen. Dies wiederum war eine Besonderheit, denn die Tore zu Aibon waren eigentlich verschlossen. Es hatte einmal geheißen, daß derjenige, der das Land einmal betreten hatte, nie mehr, zurückkehren würde.

So war es damals gewesen. Ich aber hatte damit gebrochen, war aus Aibon zurückgekehrt und hatte damit die strengen Regeln gelockert.

Erica schritt auf das Bild zu wie eine Königin. Den Kopf stolz erhoben, die Schritte fast majestätisch setzend, so näherte sie sich ihrem großen Ziel.

Als sie es erreichte, blieb sie für einen Moment stehen, legte ihre Hand gegen die Stirn, als wollte sie über ein bestimmtes Problem nachdenken. Das Bild hing zwar gut sichtbar in Augenhöhe, gleichzeitig reichte es in seiner Tiefe fast bis zum Boden. Es würde Erica keine Schwierigkeiten bereiten, hineinzugehen.

Im Kellerraum war es still geworden. Ein jeder versuchte, möglichst flach zu atmen. Nichts sollte diese unheimlich wirkende Andacht stören.

Ich sah, wie sich die Rückenmuskeln der »Frau« spannten. Jemand drückte ihr noch eine Kerze in die rechte Hand, was sie mit einem kurzen Nicken quittierte.

Sie hob das rechte Bein, drückte es vor und streckte es dabei aus.

Der erste Schritt reichte aus, um in das Bild hineingehen zu können.

Es war auch für mich ein Phänomen. Als wäre überhaupt keine Wand vorhanden, so ging Erica in das Gemälde hinein. Einen Lidschlag später war sie zu einem Teil dieses Bildes geworden. Gleichzeitig wehte eine winzige Flamme über dem Kerzendocht, fand Nahrung und setzte den Docht zuckend in Brand.

Sie hatte den Anfang gemacht, ging weiter und nahm hinter der Kutsche Aufstellung.

Erst jetzt erfüllte Unruhe den Raum, denn viele scharrten nervös mit den Füßen. Über dem alten Steinboden hing eine Staubschicht.

Trotz ihrer inneren Hast und Nervosität drängte keiner den anderen. Hintereinander und der Reihe nach stiegen sie in das Gemälde hinein und füllten es auf.

Bei jedem, der hineingestiegen war, entstand über dem Kerzendocht eine kleine Flamme, die sich auf ihn niedersetzte und dafür sorgte, daß er anfing zu brennen.

Sie gingen innerhalb des Bildes oder innerhalb des Landes so weiter, wie sie auch hineingestiegen waren. Sehr diszipliniert. Es gab kein Drängen, kein Schubsen, ein jeder wußte genau, wo er hinzugehen und welchen Platz er einzunehmen hatte. Das Bild selbst deckte sämtliche Geräusche zur absoluten Lautlosigkeit ab. Ich vernahm weder Schritte noch Stimmen. Das Auffüllen des Gemäldes glich einem gespenstischen Vorgang.

Mir fiel allerdings eine Tatsache auf. Keiner der ins Bild Gekletterten stieg auf den Bock, um die Führung der Kutsche zu übernehmen. Er blieb frei.

Da man auf den Kutscher wartete, mußte er fehlen. Ich ging davon aus, daß er noch kommen würde.

Wenn ja, würde er sicherlich den gleichen Weg nehmen, den auch ich gegangen war. Ich schaute zurück, sah aber nur die leere Treppe.

Dort bewegte sich niemand.

Also konzentrierte ich mich wieder auf das Bild. Der letzte stieg soeben ein. Auch er benötigte nur einen Schritt. Es war ein kleiner Mann, dessen Perücke sich verschoben hatte. Er schaute sich noch einmal um. Sein Blick kam mir irgendwie traurig vor, als würde er von etwas Abschied nehmen, das er nie mehr wiedersah.

Dann schwebte auch über seiner Kerze ein Licht und hing sich an den

Docht wie eine Klette.

Ich stand allein im Keller. Etwas rann fröstelnd über meinen Rücken. Das Licht brannte noch. Beide Lampen kamen mir kalt und grausam vor.

Langsam setzte ich mich in Bewegung und nahm den gleichen Weg, den auch die anderen gegangen waren. Wegen der Stille kamen mir meine eigenen Schritte laut vor.

Einen halben Yard vor dem großen Gemälde, das nun mein gesamtes Blickfeld einnahm, blieb ich stehen. Übergroß kam mir die schwarze Leichenkutsche vor. Dahinter standen die Kerzenträger in einer halbrunden, langen Schlange.

Ich wollte mich auf die Person im Glassarg konzentrieren, als ich die Veränderung bemerkte, die nun mit allen Menschen vor sich ging. Es war wie früher bei Jane Collins, als diese sich noch zu einem Monstrum verwandelte, wenn das Licht des neuen Tages über der Stadt lag.

Die Gesichter der Männer veränderten sich zu Totenköpfen. Sie schoben sich irgendwie über die anderen hinweg. Da waren keine Haare mehr zu sehen, da verschwanden die Münder, als hätte sie jemand mit Pinselstrichen verändert.

Da Erica von mir aus gesehen relativ nahe stand, konzentrierte ich mich auf sie.

Auch in ihrem Gesicht bildeten sich Hautknoten, die wenig später abfielen. Aber sie blieb und bildete statt dessen die neue Form.

Glänzende, fahlgelb schimmernde Knochen, die sich zu einem häßlichen Totenschädel zusammenschoben.

Ein Bild, das mich störte, weil ich eben wieder an Janes Schicksal denken mußte.

Hier bekam jeder dieses Grauen zu spüren, und selbst die Kleidung veränderte sich auf wundersame Art und Weise.

Aibon war ein Land, in dem die Märchen geboren waren. Alles, was geschah, mußte man mit den Augen eines Kindes ansehen und es einfach hinnehmen. So auch diese Verwandlung.

Trauerkleidung bildete sich.

Schwarze Jacken, schwarze Hosen und bleiche Hände, deren Finger die leuchtenden Kerzen umklammert hielten. Ein Bild des leisen Grauens zeigte sich mir, und ich atmete scharf ein.

Noch hatte ich nicht gesehen, wer sich im Innern des Glassargs befand. Ich ging einen Schritt nach links, da ich eine bessere Perspektive bekommen wollte, und sah die in dem Sarg liegenden Person.

Es war eine Frau!

Noch jung und mit einem Haar versehen, das zu Lebzeiten wohl einen goldenen Schimmer gehabt haben mußte, da an einigen Stellen

diese Farbe noch durchschien. Ansonsten herrschte ein stumpfes Grau vor.

Die Tote trug ein helles Gewand und lag auf dem Rücken. Ich interessierte mich in erster Linie für das Gesicht.

Irgendwo hatte ich es schon einmal gesehen, auch wenn es jetzt so kalt und älter wirkte.

Es lag noch nicht lange zurück, als ich dieser Frau gegenüber gestanden hatte.

In meinem Kopf wirbelten die Gedanken. Es ging um Aibon, und ich ließ die Fälle Revue passieren.

Doch, da war etwas, und es lag nicht mal lange zurück. Ein Jahr höchstens.

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Jetzt wußte ich, um welche Person es sich handelte.

Im Sarg lag eigentlich eine Tote. So genau wußte ich das aber nicht. Jedenfalls erinnerte ich mich noch sehr gut an ihren Namen.

Es war Jarveena, die Rächerin aus Aibon!

***

Dieses Wissen haute mich zwar nicht von den Beinen, trieb mir aber den Schweiß aus den Poren.

Jarveena also, die mich unbedingt in einem gläsernen Sarg hatte ersticken lassen wollen.

Meine Gedanken glitten zurück. Ich dachte darüber nach, wie der Fall damals geendete hatte.

Damals war sie erschienen wie eine Fee, eine böse Fee. Auf dem Motorway zwischen Heathrow und London hatte sie ein Taxifahrer zum erstenmal gesehen. Sie hatte drei Särge hinter sich hergezogen.

Totenkisten aus Glas, die auf Opfer warteten.

Eines davon sollte ich werden.

Okay, ich hatte auch in dem verdammten Sarg gelegen, aber Freunden war es gelungen, mich zu befreien, und Jarveena hatte ihre gerechte Strafe bekommen.[1]

Oder doch nicht?

So sicher konnte ich mir nicht mehr sein. Weder Suko, der rote Ryan noch ich hatten sie erledigt. Die »Trooping Faries« waren gekommen, jene Wächter aus Aibon, eine Mischung zwischen Engeln und Feen. Sie hatten Jarveena geholt, aber nicht getötet, denn ein »Trooping Farie« killte nicht. Mehrere dieser Wesen hatten sie gepackt und waren mit ihr verschwunden.

Wohin, das wußte ich nicht. Wahrscheinlich war sie in den anderen Teil des Landes Aibon gelangt, in die düstere Welt, wo Guywano herrschte und seinen dämonischen Schatten warf.

Er hätte sie bestrafen können, und er hatte sie bestraft. So wie sie

aussah, kam sie mir vor, als würde sie nicht mehr leben. Ich strich über mein Gesicht. Die Gedanken wollten einfach nicht zur Ruhe kommen. Okay, wenn Jarveena schon mit dem Tod bestraft worden war, weshalb sollte ich dann bei ihrer Beerdigung zugegen sein?

Ich schaffte es einfach nicht, eine Antwort zu finden. Wahrscheinlich würde ich sie auch nicht in dem Keller herausbekommen. Ich mußte einfach in das Bild hinein.

Der Platz des Kutschers war noch leer. Sollte ich ihn einnehmen?

Hatte man ihn für mich reserviert?

Das wäre schon pervers gewesen, aber nicht auszuschließen.

Ein Geräusch durchbrach meine Gedanken. Ich dachte an die freie Treppe hinter mir und drehte mich um.

Jemand kam von oben.

Er stieg die Stufen hinab wie ein König, und er war nicht allein, denn seine Rechte umklammerte die Hand, einer Frau, die nur einen Bademantel trug, während sich der andere normal angezogen hatte.

Was heißt normal?

Man konnte ihn mit den Männern vergleichen, die sich der Prozession angeschlossen hatten.

Schwarze Kleidung, weißes Hemd und einen Zylinder auf dem Kopf. Für mich gab es keinen Zweifel, dieser Mann war der Kutscher.

Er hatte mich längst gesehen. Dennoch stoppte er nicht und ging weiter, als sei nichts geschehen. Er wollte mich überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen, im Gegensatz zu der braunhaarigen Frau an seiner rechten Hand. Sie schaute mich bittend an. Ihre Stimme klang wie ein Flehen. »Mister, ich… ich bitte Sie. Holen Sie mich hier weg!«

Ich sagte nichts und ließ ihn kommen. Erst als die beiden zwei Schritte vor mir entfernt waren, streckte ich meinen Arm aus.

»Stopp«, sagte ich hart. »Bis hierher und nicht weiter!«

Er hielt tatsächlich an.

Unter der glatten Krempe des Zylinders sah ich ein breites Gesicht. Die Haut sah großporig und gerötet aus, wie die eines Trinkers. Die Pupillen glitzerten wie dunkle Eiskörner.

»Wer sind Sie?« fragte er mich. Seine Stimme klang hoch und gleichzeitig rauh.

»Das frage ich Sie.«

»Ich gehöre dazu.«

Mein Daumen zeigte über die Schulter. »Zu denen dort im Bild. Also zu Aibon?«

»Ja – nur was ist Aibon?«

»Euer Jenseits.«

»Es ist das Jenseits.«

Ich hob die Schultern. »Mag sein, aber das falsche, mein Freund. Wollen Sie hier den Kutscher spielen?«

»Das hatte ich vor.«
»Und die Frau.«
»Es ist meine.«
Ich schaute sie an. »Stimmt das, Madam?«
Sie nickte zweimal. Ihre Lippen bewegten sich dabei, obwohl sie fest aufeinander lagen. Mir war klar, daß sie Sorgen hatte. Etwas stimmte nicht zwischen den beiden. »Und sie soll mit, nicht wahr?«
»Ja, sie ist vorbereitet. In den Träumen hat sie bereits gesehen, was auf sie zukommt. Ich muß sie einfach mitnehmen. Sie kann nicht mehr zurück. Sie hätte den Kopf nicht zur Seite nehmen sollen, als das Messer durch das Bild stieß.«
»Durch dieses Bild!«
»So ist es, Mister!« schrie die Frau und riß sich plötzlich los. Sie sprang auf mich zu. Weit gespreizt waren ihre Arme, so daß ich mir vorkommen mußte wie ein Rettungsanker.
Ich ging nicht zur Seite, sonst wäre sie gestürzt. So fing ich sie ab und auf, ein Fehler, denn ihr Mann reagierte hart und verdammt kompromißlos. Seine Frau lag noch in meinen Armen, als er die Rechte zur Faust ballte und sie mir wuchtig auf den Kopf schlug.
Für einen Moment kam ich mir wie ein Mann vor, dessen Gehirnplatte einen Sprung bekommen hatte. Ich sah Sterne und merkte, daß ich Kraft verlor. Die Frau glitt mir aus den Armen. Ich torkelte zurück und glaubte, nicht auf dem normalen Boden zu laufen, sondern durch ein Meer von Watte, das meine Schritte dämpfte.
Irgendwo stieß ich gegen die Wand, noch völlig benebelt im Hirn.
Ich dachte weniger an mich als an die Frau, riß die Augen auf und erkannte sie nur verschwommen.
Leider war ihr Mann zu nahe bei ihr. Er hatte sie gepackt und wollte sie auf das verdammte Bild zuschleudern.
Ich startete, stolperte, geriet ihr in den Weg, so daß wir beide stolperten und zu Boden fielen. Ich über die Frau.
Der Schwarzgekleidete stand zwischen uns und dem verfluchten Gruselbild, Anscheinend dachte er darüber nach, was er unternehmen sollte, denn er machte auf mich einen ziemlich unschlüssigen Eindruck.
Mir reichten die verstrichenen Sekunden aus, um mich wieder etwas besser zu fühlen.
Ich wollte ihn packen.
Dazu mußte ich erst auf die Füße kommen. Es waren unvollkommene Bewegungen. Als ich schließlich stand, war die beste Zeit vorbei. Da hatte sich der Kutscher schon in Bewegung gesetzt.
Sein Ziel war das Bild.
Zwei Schritte reichten ihm. Er stieg hinein, bevor ich ihn festhalten konnte. Innerhalb einer winzigen Zeitspanne gelang es ihm, den

Kutschbock zu erklettern und die Zügel in die Hände zu nehmen.

Ich wischte über mein Gesicht. Noch immer hing der dumpfe Schmerz unter der Schädeldecke. Er ließ sich auch nicht vertreiben, doch aufgeben wollte ich auch nicht.

»Bleiben Sie hier!« rief ich der am Boden liegenden Frau zu.

»Nein, Mister, nicht!« Sie kreischte die Warnung, weil sie gesehen hatte, daß ich auf das Bild zuging.

Alles oder nichts!

Hier konnte ich nichts unternehmen. Wenn ich dem Spuk ein Ende bereiten wollte, dann in Aibon.

Aber würde man mich hineinlassen?

Ich nahm einen kurzen Anlauf…

Das Bild flirrte vor meinen Augen. Etwas wehte mir wie ein lauer Atem entgegen, und das Schreien der Frau wurde leiser, bis es verstummt war und mich eine völlig andere Welt umfangen hatte.

Es war mir tatsächlich gelungen, wieder einmal das Land Aibon zu betreten…

***

Suko war nicht auf dem direkten Weg zum *Honeymoon* gefahren, er hatte zwischendurch einen Stopp eingelegt, weil er sich nicht im klaren darüber war, ob er das Richtige getan hatte.

Hätte er nicht auf die Frau hören sollen? Okay, sie hatte einen Alptraum gehabt, doch ihre Worte hätten ihn noch mißtrauischer machen müssen. Etwas störte ihn.

Suko fand nicht heraus, ob es mit ihr oder ihrem Mann zusammenhing, er glaubte auch nur seinem Gefühl, das jedoch nahm an Stärke zu, so daß sich auch die Unruhe vermehrte.

Suko wendete und war froh darüber, in keiner Einbahnstraße zu fahren. Wenig später ließ er den BMW wieder vor dem Haus der Camrums ausrollen, stieg aus dem Wagen und fand die Haustür offen.

Er lief in den Flur. Rasch hatte er die zweite Etage erreicht und schellte.

Niemand öffnete ihm. Hinter der Wohnungstür blieb alles ruhig.

Aus der Nachbarwohnung trat ein glatzköpfiger Mann, der an einer billigen Zigarre paffte.

»Wollen Sie zu denen?«

»Ja.«

»Sie waren doch vorhin schon mal hier.«

»Richtig.«

Der Glatzkopf deutete auf das Guckloch in der Türmitte. »Man kann eben viel sehen.«

»Okay, Mister, was haben Sie gesehen?«

»Leere Flaschen.«

Suko begriff nicht. »Was meinen Sie damit?«
»Ich möchte mir gern volle kaufen.«
»Verstehe.« Der Kerl bekam von Suko fünf Pfund zugesteckt.
»Schön, Mister. Sie sind weg, einfach gegangen, dabei hatte Gerty noch ihren Bademantel an. Das ist schon ein komisches Paar, die beiden. Er ist nicht ganz dicht, vielleicht auch schwul, aber sie hält zu ihm.« Der Mann lachte. »Es gibt eben noch wahre Liebe.«
»Wann sind die gegangen?«
»Vor zwei oder drei Minuten. Sie mit Bademantel.«
»Wohin könnten sie…«
»Er verkehrt in einer bestimmten Kneipe. Ich würde da nicht reingehen und lieber verdursten, aber…«
»Im Honeymoon.«
»Oh, Mister, gehören Sie auch dazu? Dann will ich nichts gesagt haben, verstehen Sie?« Der Glatzkopf zog sich wieder zurück.
Bevor er in der Wohnung verschwinden konnte, war Suko da und hielt die Tür fest. »Keine Sorge, ich gehöre nicht dazu. Sie glauben also, daß die beiden in dieses Lokal gegangen sind?«
»Ja.«
»Danke.«
Als Suko sich zurückzog, hämmerte der Mann die Tür schnell zu.
Sein Fluchen schallte bis in den Flur.
Der Inspektor ärgerte sich über die fünf Pfund, verdammt viel Geld für eine magere Auskunft.
Wer das Lokal zu Fuß erreichen wollte, würde bestimmt nicht den offiziellen Weg über die Straße nehmen. Besonders dann nicht, wenn einer der beiden einen Bademantel trug. Das fiel selbst hier in dieser Ecke auf.
Suko flitzte die Treppe hinab. Er kam gerade zurecht, um die beiden Typen zu vertreiben, die wie streunende Hund um den BMW strichen. Dieses Rennpferd aus Blech hätten sie bestimmt gern besessen. In einer Einfahrt blieben sie stehen. Sie warfen noch einen Stein hinter dem Wagen her, trafen aber nicht.
Suko hatte es noch eiliger, und er machte sich die entsprechenden Vorwürfe. Nicht nur John Sinclair hatte dem *Honeymoon* einen Besuch abstatten wollen, auch Gerty und Paul Camrum. Dieses Lokal mußte so etwas wie eine Zentrale sein.
Fast wäre Suko vorbeigefahren. Er hatte auf seinem Weg zahlreiche Leuchtreklamen gesehen. Die vom *Honeymoon* war ausgeschaltet.
Suko fand einen freien Platz nicht weit vom Eingang entfernt.
Zwar mußte er auf dem Gehsteig parken, das machte ihm nichts. Er schaltete zudem die Alarmanlage ein und ging die paar Schritte zurück. Vor der verschlossenen Eingangstür blieb er stehen.
Sein Blick glitt an der Fassade hoch. Sie war düster wie die Nacht.

Auch die Tür zeigte eine dunkle Lackierung.

Das Guckloch für den Türsteher sah aus wie ein viereckiges Auge.

Suko mußte den Fall aufklären. Möglicherweise ging es um Menschenleben. Er nahm sein Besteck zu Hilfe und konnte das ziemlich primitive Schloß schnell knacken.

Ein widerlicher Geruch empfing ihn. Zusammengesetzt aus Parfüm und kaltem Rauch.

Als kalt empfand er auch die Atmosphäre innerhalb des Baus.

Zum Lokal selbst mußte er eine Treppe hinabsteigen. Sie führte an der Garderobe vorbei. An den zahlreichen gebogenen Haken hingen viele Mäntel und Jacken. Aber aus dem Lokal selbst drang nicht ein Laut nach oben. Es glich mehr einem Friedhof.

Suko rechnete damit, daß die Camrums durch einen Hintereingang die Disco betreten hatten, er nahm den normalen Weg und gelangte in einen mit rotem Licht ausgefüllten Raum, in dem der Gestank nicht um einen Deut abgenommen hatte.

Zwei Tische waren umgestürzt, auch ein Stuhl lag vor der Theke, ansonsten herrschte tatsächlich eine Stille wie auf dem Friedhof.

Kein Mensch ließ sich blicken.

Angespannt stand der Inspektor neben der Tanzfläche und drehte sich langsam im Kreis von den Tischen war nichts abgeräumt. Überall standen noch die Gläser und Flaschen. Auch beschmierte Teller entdeckte er. Einige Gäste hatten Häppchen zu sich genommen.

Er ging zur Bar, schaute dahinter. Scherben schimmerten auf dem Boden, ansonsten entdeckte er nichts, was auf einen Kampf hingedeutet hätte. Auch keine Spur von John Sinclair. Eine Nachricht hätte ihm John wirklich dalassen können.

Oder war er dazu nicht mehr in der Lage gewesen?

Wo konnten sich die Gäste sowie das Personal von *Honeymoon* aufhalten?

Sukos Suche galt irgendwelchen Türen. Es mußten Garderoben geben, die lagen meist hinter den offiziellen Räumen, oft verborgen von Vorhängen. Er kannte sich da aus.

Es war eine logische Konsequenz seiner Suche, daß er die Tür zu den Garderobenräume fand und auch die in die Tiefe führende Treppe sah. Keller übten auf Suko stets eine gewisse Anziehungskraft aus.

Er hatte die Treppe kaum betreten, als er die Stimme der Frau vernahm. Einzelne Worte waren nicht zu hören, mehr ein Stammeln und unregelmäßig gesetzte Schrittgeräusche dazwischen, als irrte die Person durch den Keller.

Suko hastete die Treppe hinab und hatte sicherheitshalber die Beretta gezogen.

Die allerdings ließ er wieder sinken, als er die Person sah, die einem großen, breiten Gemälde den Rücken zudrehte und den Inspektor

anstarrte wie einen Geist.

Suko schaute über sie hinweg. Er hatte auf der viertletzten Stufe gestoppt. Sein Gesicht war kantig geworden. Genau das Gemälde kannte er aus den Beschreibungen der Frau.

Die schwarze Leichenkutsche, die beiden Schimmel, das gelbe Licht in den gläsernen Laternenfüllungen, den Kutscher und die Reihe der Skelette hinter der Kutsche. Jeder dieser Gestalten hielt in der rechten Hand eine brennende Kerze.

»Er ist in das Bild hineingestiegen.« Suko hörte Gertys Stimme, die etwas Fremdes an sich hatte. Sie klang, als würde ein Roboter aus ihrem Mund sprechen.

Der Inspektor nickte, ließ die restlichen Stufen hinter sich und mußte die Frau auffangen, die plötzlich nach vorn und dabei in seine Arme kippte. Sie weinte, und Suko ließ sie einige Zeit in Ruhe, den Blick jedoch auf das Bild gerichtet.

Irgend etwas störte ihn daran.

Es lag nicht am Motiv allein, er fand es abstoßend. Wer sich so etwas in die Wohnung hängte, mußte einen Sprung in der Schüssel haben. Suko ging davon aus, daß der Platz des Bildes in diesem Keller bewußt gewählt worden war.

Er hörte die Frau sprechen. Ihre Stimme wurde des öfteren durch ein Schluchzen unterbrochen. »Ich bin mit ihm gekommen. Er… er hat mich hergeschleppt und bekam einen Totenschädel. Dann ist er in das Bild gestiegen. Er ist der Kutscher.«

»Und Sie?« fragte Suko. »Weshalb hat er Sie nicht mitgenommen?«

»Das ging nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Da war noch jemand. Ein Fremder, den ich nicht kannte. Ein blonder Mann…«

Suko dachte sofort an seinen Freund John Sinclair. »Bitte, Mrs. Camrum, beschreiben Sie ihn.«

Die Frau brauchte nicht mehr als zwei Sätze zu sagen, da wußte Suko Bescheid.

»Wo ist der Mann jetzt?«

»Er… er …« Sie wischte Tränen aus ihren Augen und deutete mit der zitternden rechten Hand auf das Bild. »Gefolgt«, flüsterte sie.

»Er ist Paul gefolgt.«

»Stieg er in das Bild?«

»Ja!«

»Moment bitte, Mrs. Camrum.« Suko ließ die Frau stehen. Er mußte näher an das Gemälde heran, um Einzelheiten erkennen zu können. Einen Schritt davor blieb er stehen. Er dachte sofort an ein magisches Tor, durch das eine andere Welt betreten werden konnte.

Aber welche?

Gerty Camrum hatte vom Jenseits gesprochen. Nur wollte Suko nicht daran glauben, daß es sich bei dem Bildmotiv um das gezeichnete Jenseits handelte. Nein, das war eine andere Welt.

»Seien Sie bitte vorsichtig«, bat sie. »Sie sind der einzige Schutz, den ich habe.«

»Das geht schon in Ordnung.«

Suko suchte das Bild genau ab. Wenn John Sinclair hineingestiegen war, mußte er zu sehen sein. »Sie sind sicher, daß Mr. Sinclair in das Bild gestiegen ist?«

»Natürlich.«

Suko hob die Schultern. »Ich sehe ihn leider nicht.«

»Vielleicht…« Sie kam näher. »Ich will es ja nicht beschwören, aber jeder, der in das Bild steigt, verändert sich. Sie wissen schon, er bekommt einen Totenschädel.«

»Ja, ich habe verstanden«, murmelte Suko. »Sie meinen, daß sich Mr. Sinclair in diese Schlange der Monstren eingereiht hat?«

»So ähnlich.«

Suko dachte automatisch an das Schicksal der Jane Collins. Falls der Verdacht zutraf, sah es übel aus. Dann hätte John möglicherweise das gleiche Schicksal erlitten wie Jane und…

Seine Gedanken stoppten. Er war auf etwas gestoßen. Zunächst nur ein Verdacht, nicht mehr als ein Hinweis, aber dann sah er es genau. Auf der Ladefläche der Totenkutsche, wo auch der gläserne Sarg seinen Platz gefunden hatte, bewegte sich etwas.

In der Perspektive sehr klein, aber als Mensch zu erkennen.

John Sinclair?

Noch war sich Suko nicht sicher, und er hörte, als er sich weiter vorbeugte, Gerty Camrums Warnschrei.

»Vorsicht, mein Mann!«

Suko zuckte zurück und sah, wie das Bild aufplatzte, wobei eine lange Klinge aus der Leinwand hervorschoß…

***

Was ich vor mir sah, das kannte ich: die Kutsche, die unheimlichen Begleiter, die brennenden Kerzen, den Sarg, die gelben Laternen an den vier Seiten.

Aber was lag hinter mir?

Konnte ich auch wieder zurück in den Gang schauen, wo ich dann die Treppe sehen mußte?

Das wollte ich als erstes nach meinem Eintritt wissen und drehte mich auf der Stelle.

Nun hätte ich die Frau eigentlich erkennen müssen. Doch was bekam ich zu sehen?

Nichts – oder eine Wand. Graubeige in der Farbe, in sich zitternd

oder flimmernd.

Es gab kein Zurück mehr auf dem normalen Weg. Aibon hatte mich wieder geschluckt.

Trotzdem verfiel ich nicht in Panik. Nicht zum erstenmal stattete ich dem geheimnisvollen Land einen Besuch ab. Bisher hatte ich ihm immer entfliehen können. Durch Tricks, eigenes Können und manchmal auch mit Glück.

Und noch etwas wunderte mich. Im Gegensatz zu allen anderen hatte ich keinen Totenschädel bekommen. Um sicherzugehen, tastete ich mich ab. Meine Handflächen glitten über die Wangen, aber nur die völlig normale Haut spürte ich unter den Fingern.

Noch bewegte sich dieses unheimliche Stilleben nicht. Es war erstarrt in völliger Ruhe, und auch ich wartete ab, denn ich wollte etwas von der Atmosphäre aufnehmen, die Aibon auszeichnete.

Es herrschte im Regelfall diese klare, herrliche und frische Luft vor, der wahrgewordene Traum eines jeden umweltbewußten Menschen. Aibon war der Himmel der Druiden, die letzte Stufe zu ihrer Glückseligkeit, das Land zwischen Himmel und Erde.

Ein kleines, grünes Paradies, wo man das »Leben« genießen konnte. Wer dort atmete, tankte eine Luft, die nur als Balsam bezeichnet werden konnte. Ich atmete auch normal, doch die Luft war noch schlechter als auf der Erde. Sie schmeckte nach Staub, nach Gift, und ich konnte mir vorstellen, daß hier die Atmosphäre des anderen Teils dieses Landes eingefangen worden war.

Guywanos Reich.

Der Druiden-Teufel, der böse Dämon, der auch für Jarveenas Tod hatte sorgen sollen.

Jarveena war für mich das Stichwort. Sie lag unter dem schwarzen Himmel der Leichenkutsche auf der Ladefläche, gefangen in einem gläsernen Sarg, den ich sicherlich nicht zerschlagen konnte.

Obwohl die Kutsche wuchtig aussah, kam mir die Ladefläche nicht sehr hoch vor.

Noch traf der unheimliche Kutscher keine Anstalten, loszufahren.

Die Peitsche steckte noch in der Halterung. Auch die beiden Schimmel standen regungslos auf dem Fleck.

Wenn ich ehrlich sein sollte, ging mir die Stille gegen den Strich.

Ich empfand sie als unnatürlich. Sie schien nur darauf zu warten, verschwinden zu können.

Hinter der Kutsche begann die Reihe der Veränderten. Kaum vorstellbar, daß diese Geschöpfte mit den gelblichweißen Totenschädeln einmal normale Menschen gewesen waren. Sie standen dort als Monstren, und das Licht der Kerzenflamme floß zuckend über ihre häßlichen Köpfe, wobei es noch Eingang fand in die Augenhöhlen und Mundlöcher.

Ich wollte auf die Ladefläche der Kutsche steigen, als sich die Gestalt auf dem Bock bewegte. Zuerst dachte ich, sie würde nach der Peitsche greifen, das tat sie nicht. Statt dessen drückte der Kutscher den Arm nach hinten, um dort einen Gegenstand hervorzuholen.

Innerhalb dieser Welt existierte zwar ein Himmel, aber er war nicht als solcher erkennbar. Über meinem Kopf wirkte die Fläche wie grau gestrichen. Keine Sonne, keine Wolke und ein Licht, das jenseits dieser Fläche seinen Ursprung haben mußte, so daß es noch etwas durchschimmern konnte.

Dennoch warf der Gegenstand, den der Kutscher hervorgeholt hatte, einen Reflex. Es war leider kein Spiegel, sondern ein Messer.

Er hob es an. Eigentlich zielte er ins Leere, aber ich wußte genau, daß sich hinter mir die Wand oder das Nichts befand, das ich nicht durchdringen konnte.

Der Kutscher sehr wohl.

Ich handelte aus einem Reflex heraus. Wo immer er auch hinzielte, ich kannte das Ziel nicht, aber er tat es nicht grundlos. Als sein Arm vorstieß, katapultierte ich mich ab und bekam ihn mit beiden Händen zu fassen.

Durch den plötzlichen Druck und dem nachfolgenden Griff verlor der Kutscher das Gleichgewicht, kippte nicht nur mir entgegen, sondern fiel auch zu Boden.

Der Kampf war unvermeidlich!

***

Er besaß das Messer mit der verflucht langen Klinge, und schlug auch noch im Liegen kreisförmig zu.

Ich sprang rechtzeitig genug hoch. So erwischte mich die Klinge nicht in Höhe der Schienbeine, sie wischte unter meinen Füßen hinweg. Der Kutscher gab ein Knurren von sich. Sein Schädel schien dabei zu vibrieren. Er kam wieder in die Höhe – und wurde von meinem Tritt erwischt, bevor er ein zweitesmal zuschlagen konnte.

Unter dem Kinn hatte ich ihn getroffen. Sein Körper streckte sich, als er vom Boden abhob und auf die Pferde zuflog.

Er rollte sich über den Boden und geriet dabei noch unter die Bäuche der Schimmel, die allerdings ruhig auf dem Fleck standen, als wären sie so etwas gewohnt.

Paul Camrum stützte sich auf seiner Klinge ab. Etwas mühsam stemmte er sich hoch. Dann schleuderte er die Waffe. Ich hatte die Beretta gezogen, zielte und schoß, noch bevor er die Mordwaffe loslassen konnte.

Die geweihte Silberkugel erwischte seinen häßlichen Schädel, spaltete ihn, und grüne Trümmer flogen zu allen Seiten hinweg. Grün als Zeichen des Landes Aibon, in dem wir uns befanden.

Die Wucht, des Treffers hatte den Mann zu Boden geschleudert, wo er durch einen feinen Staubfilm rollte, der sein Ende fast noch verdeckte. Ich sah nur für einen Moment sein wahres Gesicht wie eine Projektion über der Stelle schweben, wo einmal der Skelettschädel seinen Platz gefunden hatte.

Dann war auch dieses Bild verschwunden. Dieser Mann würde nie mehr aus dem Jenseits zurückkehren.

Ich ließ die Waffe sinken, drehte mich und konnte erkennen, daß sich niemand aus der Schlange gerührt hatte. Die Veränderten schauten nur zu, ruhig brannten die Flammen ihrer Kerzen.

Ich steckte in einem Bild, das dem Betrachter einen gewissen Ausschnitt der aibonschen Welt zeigte. Man konnte mich sehen, nur wußte man nicht, wie ich wieder aus dem Bild herauskommen sollte. Ich mußte mich also in die Szene einfügen und sie vielleicht auch verändern.

Wobei sich natürlich die Frage stellte, ob es sich überhaupt um ein normales Gemälde handelte oder nicht etwa um ein magisches Werk, ähnlich einem Hologramm, das Dreidimensionalität vorgaukelte. Gleichzeitig war dieses Bild ein Dimensionstor für Aibon.

Langsam bewegte ich mich auf die Kutsche zu. Die vier Laternen schaukelten sanft. Ihr Schein schwebte als zittriges Weißgelb über die lackierten Flächen.

Der Sarg stand dort, wo ich ihn auch zuvor gesehen hatte. Noch immer lag Jarveena darin.

Ich kletterte auf die Ladefläche. Diesmal würde mich wohl kaum jemand stören.

Neben dem gläsernen Sarg blieb ich knien. Von oben hier fiel mein Blick in das Gesicht der Frau. Diesmal hatte ich es mit umgekehrten Vorzeichen zu tun, ich lag nicht im Sarg.

Jarveenas Gesicht hatte sich verändert. Von der ursprünglichen Feinheit der Züge war nicht mehr viel vorhanden. Ihre Haut wirkte alt und auch grau. Das ehemals goldene Haar wirkte stumpf und alt.

Noch immer trug sie das lange Kleid, das ich kannte. Auch da hatte sich der Stoff verändert. Er zeigte zahlreiche Flecken, dicht oberhalb der bloßen Füße war der Saum eingerissen.

Ich konzentrierte mich auf ihr Gesicht und wurde den Eindruck nicht los, daß Jarveena genau wußte, wer sie anschaute. Der Beweis dafür war das Grinsen, das über ihre Lippen huschte.

Es zeigte einen wissenden und gleichzeitig hinterhältigen, teuflischen Ausdruck.

Mir gefiel es überhaupt nicht. Ich dachte auch über das Stilleben, in das ich hineingeraten war, nach. Was sollte ich unternehmen?

Versuchen, die Frau aus ihrer gläsernen Totenkiste zu holen? Wohl kaum, dann würde möglicherweise alles wieder von vorn beginnen.

Dieses gesamte Motiv mußte etwas zu bedeuten haben. Was war der Grund für das Vorhandensein der schwarzen Kutsche und der Personen mit den bleichen Totenköpfen?

Ich fing damit an, den Sarg zu untersuchen. Vielleicht gab es irgendwo Schlösser, die beide Hälften zusammenhielten? Nein, sie saßen aufeinander wie festgeklebt.

Plötzlich hörte ich eine Stimme. Sie klang nicht laut, eher wie das Säuseln des Windes, und sie erreichte mein Gehirn, nicht die Ohren.

Jemand nahm auf telepathischem Weg Kontakt mit mir auf.

»Ich grüße dich, John Sinclair…«

»Hallo, Jarveena«, entgegnete ich.

»Da sind wir wieder zusammen.«

»Richtig. Nur wundere ich mich darüber, daß du noch existierst. Ich kann mich daran erinnern, daß die Trooping Faries kamen, dich packten und mitnahmen. Das haben als Zeugen auch Suko und der rote Ryan gesehen. Weißt du es noch?«

»Ja, ich weiß es.«

»Und?«

»Du siehst, daß ich noch lebe.«

»Dann hat man dich nicht weggeschafft und getötet? Ich frage mich natürlich nach dem Grund…«

»So einfach ist es nicht, eine Person wie mich zu vernichten. Ich bin etwas Besonderes. Das müßtest du doch auch damals schon bemerkt haben, Sinclair…«

Ich wollte ihre Arroganz nicht noch weiter verstärken. Deshalb enthielt ich mich einer Antwort. Sie hielt die Augen offen. Ich konzentrierte mich auf ihren Blick, der mir ungewöhnlich vorkam. Ich fand einfach keine Erklärung dafür. Es war ein blasser, ein völlig leerer Blick, der keinerlei Gefühle zeigte.

Da lag möglicherweise eine lebende Tote vor mir, ein Zombie, der bereits seine Strafe erhalten hatte.

Trotzdem, der Gedanke daran wollte mir nicht gefallen. Hätte sie tatsächlich ihre Strafe erhalten, wäre sie vernichtet worden. Guywano, der die dunkle Seite des Landes regierte, kannte darin keine Gnade.

Jarveenas Hände lagen gefaltet dicht unter ihrer Brust. Nun bewegte sie die Finger. Sie kamen mir länger vor als bei der ersten Begegnung. Vielleicht lag es auch an den Nägeln, die gewachsen waren. Krank sahen sie aus, ohne irgendwelche Farbe. »Ich weiß, daß zahlreiche Gedanken in deinem Kopf umherschwirren. Du willst sicherlich eine Erklärung haben.«

»Genau.«

»Du hast einiges zerstört.«

»Weshalb?«

»Du hättest einfach nicht kommen und den Kutscher vernichten

dürfen. Denn du kannst das Schicksal nicht verändern, John Sinclair. Es ist vorgeschrieben. Dieses Land hat seine eigenen Gesetze, denen du dich fügen mußt. Begreifst du das?«

»Immer, Jarveena. Aber komm zur Sache. Bisher hast du mir zu allgemein gesprochen. Was soll oder muß ich tun?«

»Da der Kutscher nicht mehr existiert, wirst du seine Aufgabe übernehmen.«

Ich bewegte mich nicht. Damit hätte ich nicht gerechnet. Jarveena sah meinen mißtrauischen Gesichtsausdruck und lächelte noch breiter. Dann richtete sie sich auf, stieß aber sehr bald schon mit dem Kopf gegen die Unterkante des Sargdeckels.

»Wir fahren also weg. Darf ich fragen, wohin ich dich bringen soll?«

»Natürlich, John Sinclair. Ich will dich zuvor noch an gewisse Dinge erinnern.«

»Tu das.«

»Erinnere dich daran, wie du es geschafft hast, mich aus dem Verkehr zu ziehen. Man hat mich geholt, man hat mich in den anderen Teil des Landes geschafft, in die Welt des Guywano. Ich hatte versagt, deshalb mußte ich meine Strafe bekommen. Man saß über mich Gericht, und Guywano beschloß, mich langsam sterben zu lassen. Er wollte meine Qualen auskosten. Über eine gewisse Zeit hinweg, sogar bis heute, bin ich nicht tot und nicht lebendig. Ich lebe in einem Zwischenstadium. Dieses Stadium hört erst auf, wenn ich endgültig den Tod gefunden habe. Ich soll in Aibon vernichtet und begraben werden. Der Kutscher hatte die Aufgabe, mich zu meiner Grabstätte zu bringen. Ihn gibt es nicht mehr, deshalb mußt du mich dorthin schaffen.«

»Wie schön. Nur kenne ich sie nicht.«

»Die Schimmel wissen den Weg. Die Tiere kennen die Grabstätten in Aibon. Es ist alles sehr simpel. Schaffe mich dorthin und gib mir den endgültigen Tod.«

»Wo ist der Trick?«

»Ich kenne keinen.«

Mein Lachen mußte ihr rauh in den Ohren klingen. »Ich habe noch nie erlebt, daß meine Feinde ohne Tricks arbeiten. Da wirst auch du keine Ausnahme machen, Jarveena.«

»Muß ich dir noch sagen, daß hier in Aibon alles anders ist, John Sinclair?«

»Bestimmt nicht.«

»Dann verliere keine Zeit mehr – bitte. Auch ich möchte endlich erlöst werden.«

»Schön. Nehmen wir an, ich komme deinem Wunsch nach. Da wäre noch etwas zu klären.«

»Was denn?«

»Es geht mir um deine Begleiter. Was haben sie hier verloren?

Weshalb mußten sie ihre Welt verlassen, um in das Reich zwischen Gut und Böse zu gelangen?«

»Sie hörten von Aibon. Sie sind sensible Geschöpfe, von vielen anderen verstoßen und ausgestoßen. Deshalb wandten sie sich anderen Dingen zu. Sie versuchten, hinter gewisse Geheimnisse zu gelangen, und sie fanden auch die Verbindung zu Aibon.«

»Durch wen?«

»Guywano und ich taten es gemeinsam. Ich wollte eine prunkvolle Beerdigung bekommen, mit einer großen Begleitung, einer Kutsche und einem Kutscher, dessen Aufgabe nun du übernommen hast, John Sinclair.«

»Das kann ich sogar verstehen. Nur begreife ich nicht, aus welch einem Grund sich die Menschen verändern und mit Totenschädeln herumlaufen. Das ist mir ein Rätsel.«

»Es ist einfach der Preis des Landes Aibon, mehr nicht. Jeder von ihnen besitzt noch die alte Vorstellung vom Jenseits und vom Tod. Und die wollten wir ihnen nicht rauben. Sie haben immer das Gefühl, das Jenseits zu sehen. In ihre Träume griffen wir ein, wir vermischten Traum und Wahrheit, die Ströme aus dem Totenreich erfaßten auch sie. Das ist alles, John Sinclair. Aibon kennen sie nicht, das Jenseits jedoch ist ihnen allen ein Begriff. So werden sie dann glücklich sein, wenn sie es sehen und es wieder verlassen können, aber sie bleiben gezeichnet. Aibon kann sie holen, wann immer es will, denn wir haben das Bild erschaffen, das Tor zu uns.«

Nach diesen Worten schloß Jarveena die Augen. Für mich ein Zeichen, daß sie nicht mehr weiterreden wollte. Es wurde Zeit, endlich meine Aufgabe in Angriff zu nehmen.

Ich zog mich zurück, sprang von der Ladefläche zu Boden, wo leichte Staubwolken aufquollen.

Stille umgab mich. Es war ein ganz anderes, ein besonderes Gefühl, hier zu sein. Ich schaute nach rechts, wo die Schlange der Menschen mit den Totenschädeln stand.

Schwarz gekleidet, brennende Kerzen in den Händen, bereit um einer außergewöhnlichen Beerdigung den passenden, makabren Rahmen zu geben.

Ich schaute zum blaßgrauen, wolkenlosen Himmel und kletterte auf den Kutschbock, hörte das Quietschen der Federn. Das Gefährt schaukelte und kam erst zur Ruhe, als ich den richtigen Platz eingenommen hatte.

Die Peitsche steckte links neben mir. Auch sie war pechschwarz.

Griff und Leder unterschieden sich kaum.

Als Kutscher war ich noch nie in Erscheinung getreten. Auch die Handhabung der Peitsche stellte ich mir nicht gerade einfach vor.

Ich hob den rechten Arm. Mit der linken Hand umschloß ich die

ebenfalls dunklen Zügel. Dann schlug ich zu.

Nein, nicht auf die Rücken der beiden Schimmel. Das Leder wischte dicht über die hinweg, rollte sich zusammen und fuhr mit einem knallenden Geräusch wieder auseinander.

Die Pferde kannten das Zeichen.

Sie hoben die Köpfe, stemmten sich ins Geschirr. Durch die Kutsche lief ein Ruck, die Räder drehten sich, dann setzte sich das Gefährt in Bewegung.

Wohin die Reise ging, wußte ich nicht. Möglicherweise in den Tod…

***

Suko rechnete mit dem Schlimmsten, als ihn die Waffe attackierte.

Doch sie traf nicht!

Ein Wunder, ein Zufall? Bevor die Spitze Suko auch nur ritzen konnte, kippte sie nach unten weg und verschwand.

Der Inspektor hörte Gerty Camrums Aufschrei. Sie rannte auf den Mann zu, umfaßte ihn und zog ihn aus der gefährlichen Nähe des Bildes weg. »Ich begreife es nicht!« keuchte sie. »Meine Güte, ich kann es nicht begreifen.«

Auch Suko konnte nicht sagen, aus welch einem Grund, sein Leben gerettet worden war, er konzentrierte sich auf das Bild, das einen neuen Akteur bekommen hatte.

John Sinclair!

Suko sah, daß der Geisterjäger gegen die Person kämpfte, die einmal Gerty Camrums Mann gewesen war, jetzt allerdings einen Totenschädel trug und John mit dem Schwert attackierte.

»Die Waffe!« keuchte Gerty. »Das muß die Waffe gewesen sein, die mich und Sie fast getötet hätte. Begreifen Sie das?«

»Kaum«, sagte der Inspektor. »Aber keine Sorge, John wird es schon schaffen.«

Sekunden später schrie Gerty Camrum auf, denn sie mußte mit ansehen, wie der Totenschädel unter dem Einschlag des geweihten Silbergeschosses zerplatzte.

Sie klammerte sich an Sukos Arm fest. »Jetzt… jetzt wird er nicht mehr zurückkehren – oder?«

»So ist es.«

»Dann ist er endgültig tot?« Gerty stand aufrecht da, sie hatte keine Tränen. Suko wußte nicht, ob er ihre Haltung bewundern sollte.

Was kannte er schon von dieser Ehe, die die beiden so unterschiedlichen Menschen geführt hatten.

Sie hob die Schultern. Mit einer fremd klingenden Stimme sagte sie: »Wir lebten wie Bruder und Schwester – dennoch…« Sie schluckte. »Ich habe ihn mal geliebt.«

»Vielleicht hätte sein Weiterleben Ihren Tod bedeutet, Mrs. Camrum.

Was hier geschieht, ist furchtbar. Wir wissen nicht viel, wir sind nur Zuschauer.«

»Und Ihr Freund!«

Suko lächelte. »Wir können John Sinclair vertrauen. Er weiß, was er zu tun haben wird.«

Suko hatte seinen Freund nie aus den Augen gelassen. Es war schon seltsam, wie er sich in dem Bild bewegte, als hätte er immer dazugehört. Und er hatte das unheimliche Stilleben durch seinen Einsatz verändert, denn den Kutscher gab es nicht mehr. Der Bock auf dem schwarzen Gefährt war verwaist.

John hatte die Ladefläche betreten. Es schien, als würde er mit der Person reden, die innerhalb des gläsernen Sargs lag. Aber die konnte nicht sprechen, der Sarg war verschlossen.

Der Inspektor legte den Kopf schief, weil er sehen wollte, welche Person in dem Sarg lag. Es war schwer, etwas zu erkennen, zudem verdeckte John einen Teil der Sicht, aber Suko sah doch, daß es sich um eine Frau handelte. Lange Haare umrahmten den Kopf, der Körper war gestreckt wie der einer Toten. Kam ihm das Gesicht nicht bekannt vor?

Suko überlegte. Fieberhaft jagten sich seine Gedanken. Ja, die Person im Sarg war ihm keine Unbekannte, er hatte schon einmal mit ihr zu tun, auch wenn sich ihr Gesicht verändert zeigte.

Älter vielleicht, grauer auch. Fahl das Haar, nicht mehr so wie früher. Da hatte es anders ausgesehen, mehr heller, möglicherweise goldfarben.

Urplötzlich wußte Suko Bescheid!

Er kannte eine Person mit goldfarbenen Haaren. Die stammte nicht von dieser Welt, dafür aus einem anderen Reich, einer Zwischendimension, die einen besonderen Namen hatte – Aibon!

Das war nicht das Jenseits, das dieses Bild zeigte, sondern ein Ausschnitt des Landes Aibon.

Und die Person im Sarg hieß Jarveena, die sich auch die Rächerin aus Aibon genannt hatte.

Damals, als sie auf der Erde weilte und ihre drei Särge hinter sich herzog.

Gerty Camrum sah die Veränderung auf Sukos Gesicht. »Was ist?« fragte sie leise, »haben Sie etwas?«

»Ja«, sagte Suko leise. »Die Männer sind hintergangen worden. Nicht das Jenseits hat sich ihnen geöffnet, dafür ein anderes Land. Es heißt Aibon. Sie werden es nicht kennen.«

»Nein, tatsächlich nicht.« Aus großen, wißbegierigen Augen blickte sie Suko an. »Und weiter?«

»Nichts, Mrs. Camrum, eigentlich gar nichts. Es heißt nur, daß es in Aibon ein Gebiet gibt, in dem das Böse herrscht. Es ist die Hölle der

Druiden, die auch Menschen verschlingt.«
Gerty bekam den Mund kaum zu. Die Frage hauchte sie nur.
»Meinen Sie… meinen Sie, daß es für all die Leute keine Rückkehr mehr gibt?«
»Ich glaube, daß wir davon ausgehen können.« Suko wollte noch etwas sagen, es hatte keinen Sinn mehr, denn die Szene auf dem Bild begann sich zu bewegen wie ein Film auf der Leinwand.
Dafür gesorgt hatte John Sinclair. Er saß auf dem Bock der schwarzen Leichenkutsche und schwang die Peitsche, deren Leder sich über den Rücken der Pferde zusammenringelte, dann zuckend auseinanderflog.
Wohin mochte die Reise gehen?

***

Genau das fragte auch ich mich!
Ich saß auf dem Bock der unheimlichen Leichenkutsche und kam mir dort wie ein Fremdkörper vor.
Bisher wußte ich nur, daß ich zu Jarveenas Beerdigung fahren sollte. Wo befand sich der Ort? Aibon war ein großes, ein gewaltiges Land. Wie sollte ich da diesen Platz finden?
Diese Sorgen waren zweitrangig. Ich konnte mich auf die beiden Schimmel verlassen und hielt die Zügel nur mehr locker in den Händen. Die Peitsche brauchte ich auch nicht mehr, ich hatte sie weggesteckt, die Tiere fanden den Weg von allein.
Sie bewegten sich auch nicht sehr schnell. Genau in dem Tempo, das auch die makabren Totenkopfgestalten mithalten konnten. Ich sah sie, als ich den Blick an der Seitenwand der Kutsche entlang zurückwarf. Sie bewegten sich im Gleichschritt, deshalb kamen sie mir noch unheimlicher vor. Vielleicht lag es auch daran, daß ich kein großer Freund des Militärs bin. Gleichschritt ist für mich immer so etwas wie gleiches Denken, das Menschen auch in den Tod treiben kann, wie uns die Vergangenheit des öfteren gelehrt hat. Das Flackerlicht der Kerzen strich über die bleichen Schädel.
Mich fröstelte. Das Geräusch der Schritte klang wie ein abgehacktes Schleifen.
Die Hufe der beiden Pferde waren ebenfalls beschlagen worden.
Sie berührten in einer gewissen Gleichmäßigkeit den Boden, so daß mir die Geräusche vorkamen wie ein klirrender Trab.
Ich kannte Gegenden in Aibon, da war der Boden weich und von einem saftigen Grün.
Hier besaß er eine bleigraue Farbe, hin und wieder versehen mit helleren Einschlüssen. Steinig, hart, ohne Pflanzenbewuchs. Das hier war die andere Seite des geheimnisvollen Lebens, dessen Ausmaße ich nur mehr erahnen konnte.

Wenn mein Blick nach vorn schweifte, sah ich keinen Horizont.
Boden und Himmel flossen irgendwo in der Ferne zusammen.
Gab es in Aibon den Begriff Zeit?
Bestimmt, aber nicht so, wie ich ihn kannte. Was mir möglicherweise als Stunde oder Stunden vorkam, konnten in der normalen Welt nur Minuten sein.
Ich mußte auch an das Bild denken, in dem ich mich nun befand.
Ich war praktisch in die gemalte Szene hineingestiegen und hatte als letzter Bewegung hineingebracht.
Wenn zu diesem Zeitpunkt jemand vor dem Bild stand, was würde er zu sehen bekommen? Eine neue Szene, die sich darauf darin abspielte.
Das war Spekulation. Ich mußte mich auf andere Dinge konzentrieren, die auch eintraten.
Die Leere des Landes blieb, aber sie veränderte sich trotzdem. Es war auch für mich ein unfaßbares Phänomen, was sich da tat, doch ich mußte mich damit auseinandersetzen.
Die Perspektiven begannen damit, sich zu verschieben. Drückte der Himmel? Kam er auf mich nieder, hob sich der Boden an? All diese Dinge geschahen zugleich. Auch von den Seiten her erlebte ich eine Veränderung, die mir vorkam wie eine Geburt.
Dieser Teil Aibons veränderte sein Gesicht. Eine neue Gegend schälte sich hervor.
Der Untergrund blieb der gleiche, nur wuchsen – ziemlich nahe sogar – graue Schatten in die Höhe. Manche von ihnen stiegen sehr steil an, andere wiederum besaßen weiche, abgerundete, hügelige Formen, so daß sich zwischen ihnen Täler, Senken und Mulden hatten bilden können, die leider von keinem Flecken Grün bewachsen waren, damit das Auge etwas Labsal bekam. Die Umgebung machte auf mich weiterhin einen sterbenden, verlassenen und bedrohlichen Eindruck.
Trotzdem bewegte sich etwas außer uns.
Hoch über mir, fast mit dem Himmel zusammen, sah ich die fliegenden Schatten. Ich konzentrierte mich genauer darauf und erkannte, daß es Vögel sein mußten, die ihre gewaltigen Schwingen ausgebreitet hatten. Sie flogen zwar nicht in einer bestimmten Formation, doch ein Ziel mußten sie haben.
Auch die Pferde hatten die Vögel bemerkt. Bisher waren sie sehr ruhig gelaufen, was sich nun änderte. Etwas hektisch bewegten sie die Köpfe und gaben ein Schnauben von sich, das ich als aggressiv empfand. Ich merkte auch, daß sie ihr Tempo verringern wollten, griff zur Peitsche und ließ sie einige Male dicht über den Rücken der Tiere knallen. Den Befehl verstanden sie und behielten das ursprüngliche Tempo bei.
Meiner Ansicht nach mußte der Friedhof in unmittelbarer Nähe liegen. Die Vögel blieben, die Gegend auch. Der Weg vor mir hatte

sich ebenfalls verändert. Er stieg jetzt an. Die Räder der Kutsche malmten über den Boden, trieben etwas Staub hoch oder zerknirschten mit ihren Rädern kleinere Steine.

Wieder blickte ich zurück.

Die Schlange der Totenkopf-Gestalten folgte der Kutsche in einer stoischen Ruhe.

Bei mir nahm das Gefühl der Beklemmung zu, denn die Luft roch auf einmal so merkwürdig.

Von der Höhe her wehte mir der Wind den Gestank ins Gesicht.

War es Faul- oder Sumpfgas?

Mir war der Geruch von Moder nicht fremd. Zu oft hatte ich schon gegen Zombies und Ghouls gekämpft. Dieser mir entgegenfließende Gestank besaß eine gewisse Ähnlichkeit.

Es gab keinen Zweifel mehr. Die Kutsche und ich näherten uns einem gewaltigen Gebiet, wo Tod, Verwesung und Fäulnis fröhliche Urständ feierte.

Und ich war verdammt allein!

Ich wußte nicht, wer oder was mich am Ziel erwartete, die reine Freude würde es nicht sein.

Auch die Schimmel zeigten sich nicht erfreut. Sie hatten längst gewittert, welch einem schrecklichen Areal wir uns näherten. Mehrmals versuchten sie auszubrechen.

Ich bin kein Kutschenfahrer. Zum Glück gelang es mir jedesmal, die Zügel so anzuziehen, daß sie gehorchten und ich sie in die entsprechende Richtung bringen konnte.

Das Gelände wurde steil. Die Pferde hatten Mühe. Sie rutschten auf dem glatten Gestein ab, so daß Funken sprühten.

Ich stellte mich hin. So konnte ich über die Rücken und Köpfe der Pferde hinwegschauen, und ich sah das Ende des Hanges, der sehr flach auslief, einen tellerartigen Rand bildete, wo genügend Platz vorhanden war, auch für eine Kutsche.

Die Pferde kämpften sich weiter. Sie scheuten nicht, aber sie hatten große Mühe. Ihr Wiehern und Schnauben klang mir in den Ohren wie Signale.

Diesmal bewegte ich die Zügel und schlug die ledernen Riemen klatschend auf die Pferderücken.

Es hatte geholfen. Schlingernd überwand die Kutsche auch noch den Rest der Strecke. Ich blickte zurück und sah, daß wir eine gewaltige Strecke hinter uns gelassen hatten. Unser Platz war eine Art Hochebene, ein wildes Land, gezeichnet durch gewaltige Öffnungen, die ein kraterähnliches Aussehen besaßen.

Das also war die andere Seite des Landes Aibon. Drohend, menschenfeindlich, ohne Vegetation, dafür schwebten hoch über unseren Köpfen die Vögel.

Schwarze, geierähnliche Tiere, deren Schwingen gewaltige Ausmaße besaßen. Vielleicht Vögel, die von Toten, von Aas lebten.

Nicht umsonst war mir der Verwesungsgeruch in die Nase geweht worden.

Ich befand mich noch auf dem Bock, hakte die Zügel fest und sah die Männer mit den Totenschädeln und den Kerzen, wie sie sich verteilten. Niemand hatte ihnen den Befehl gegeben, sie wußten trotzdem, was sie zu tun hatten.

Mit unbewegten Gesichtern und roboterhaft umschritten sie den Rand des gewaltigen Kraters. Mich nahmen sie nicht wahr, ich war Luft für sie. Vier dieser Kerzenträger jedoch hatten eine andere Aufgabe zu erfüllen. Erst als sich hinter mir die Ladefläche der Kutsche bewegte, fiel mir auf, daß sie sich um den Sarg kümmerten. Sie packten an den verschiedenen Enden zu, hoben ihn an und trugen ihn von der Kutsche. Dabei fiel kein Wort, mir kam die Szene vor, als wäre sie einstudiert worden. Ich fühlte mich dabei im Abseits, als Statist.

Sie trugen den gläsernen Sarg einem bestimmten Ziel entgegen. Es war der Rand des Kraters, aus dessen Tiefe dieser widerliche Geruch drang und mir entgegengeweht wurde.

Sollte ich eingreifen? Versuchen, die Beerdigung auf meine Art und Weise zu beenden?

Nein, keine Kugel und auch sonst noch keine Gewalt. Hier lief ein Ritual ab, das ich nicht stören wollte. Es war besser, wenn ich mich zunächst als Beobachter im Hintergrund hielt.

Noch war es mir nicht gelungen, einen Blick in den Krater zu werfen. Nur die widerliche Geruchsbotschaft wehte aus ihm hervor. Ich rechnete mit dem Schlimmsten. Dieser alte Druiden-Friedhof, der von Guywanos Kraft regiert wurde, war sicherlich nichts für die menschlichen Augen.

Die Luft gefiel mir nicht mehr, sie kam mir dicker vor. Der Himmel schien sich gesenkt zu haben, trotzdem zogen die schwarzen Totenvögel ihre Kreise.

Sie wachten über diesen Friedhof, waren die Boten des Todes und würden den Herrscher Guywano stets erinnern, wer hier lag.

Ein Friedhof in Aibon. Das hatte ich bisher auch nicht gewußt. Die beiden Schimmel standen auf der Stelle, ohne sich zu rühren Sie hielten die Köpfe gesenkt, als wollten sie das Elend dieser Umgebung einfach nicht zur Kenntnis nehmen.

Für mich waren die Träger interessanter. Sie hatten mit dem Sarg einen Bogen geschlagen, um direkt an den Rand des Kraters zu gelangen, wo sie die gläserne Totenkiste absetzten und warteten.

Die anderen Monstren umstanden den Krater. Er besaß einen sehr großen Durchmesser. Die Männer mit den Totenschädeln hielten sich

an den Rändern auf.

Auch ich näherte mich dem Rand. Es waren jetzt nur einige Schritte, die ich über porös wirkendes Gestein ging. Der Geruch aus dem Krater war noch intensiver geworden. Was mochte dort unten faulen?

Ich erreichte den Rand. Mein Blick fiel in die Tiefe, die gar nicht so tief war, denn bereits einige Yards unterhalb des Randes erkannte ich ein Netz.

Seine Maschen umspannten den gesamten Durchmesser des Kraters. Und ich sah auch die dunklen Flecken, die das Netz ausbeulten.

Dort lag etwas…

Waren es menschliche Gestalten? Tote Druiden vielleicht, die sich gegen Guywano gestellt hatten. Natürlich suchte ich ihn, er aber zeigte sich nicht.

Die Maschen des Netzes waren so groß, daß ich hindurchblicken konnte. Das uns umgebende Licht konnte ich nur schwerlich beschreiben. Es war nicht hell, aber auch nicht dunkel. Graue Zwischentöne herrschten vor. Glücklicherweise klar und nicht verschwommen, damit ich auch erkennen konnte, was sich unter dem Netz befand.

Keine Leere. Ab und zu schimmerte es gelbgrün auf. Da bewegte sich etwas, warf Wellen wie ein schweres Meer. Eine träge, ölige Flüssigkeit gab den Geruch ab und mit ihm auch den dünnen Dampf, der durch die Lücken in den Maschen in die Höhe kroch und sich verteilte.

Was konnte das sein?

Schlamm, Schleim, der nach Moder roch! Ich hatte die Zeit bekommen, um nachdenken zu können, und mir fiel ein, daß ich so etwas schon einmal gesehen hatte. Zwar nicht in der gleichen Form, aber der Geruch sagte mir alles.

Auf dem Planet der Magier existierte ein Schleimsee, in dem die Ghouls geboren wurden. Ich hatte bereits böse Erfahrungen damit gemacht, und das hier schien ähnlich zu sein.

Mehr als ein Dutzend auf dem Netz liegende Körper zählte ich. Sie lagen verkrümmt oder ausgestreckt. Druiden, vielleicht auch Menschen, die in Guywanos Falle geraten waren.

Weshalb hatte man sie auf das Netz gelegt?

Nicht weit entfernt bewegte sich eine Gestalt. Nicht etwa, weil sie hätte aufstehen wollen, nein, es war unfreiwillig geschehen, denn unter dem Körper riß eine Masche.

Die Gestalt rutschte zur Seite weg. Ein Arm streckte sich vor, eine bleiche Hand schien sich in die nächsten Maschen krallen zu wollen, aber auch die rissen.

In Höhe der Knie fetzten die nächsten auseinander. Der Tote besaß plötzlich keinen Halt mehr.

Und so war es auch gedacht.
Er fiel!
Schräg nach unten, die Arme vorgestreckt wie ein Schwimmer, der sich vom Startblock gelöst hatte, so tauchte er ein. Allerdings nicht in das klare Wasser eines Pools, sondern in den widerlichen Schleim unter dem Netz, der in Bewegung geriet und dabei einige träge wirkende Tropfen in die Höhe schleuderte.
Der Tote verschwand nicht einmal schnell. Nahezu genüßlich tauchte er ein, der Schleim griff nach ihm wie mit glatten Fesseln und schwappte über dem Körper zusammen.
Er war verschwunden. Weg für alle Zeiten. Ertrunken und versteckt in dieser widerlichen Masse, die etwas ghoulhaftes besaß und es wahrscheinlich auch war.
Druiden-Ghouls?
Ich wollte darüber nicht weiter rätseln, denn wir waren sicherlich nicht hergekommen, um zu sehen, wie andere Druiden starben. Die Gestalten mit den Totenköpfen hatten noch andere Aufgaben zu erledigen, was sie auch wenig später bewiesen.
Kaum war der Tote aus dem Netz verschwunden, da sah ich, daß sich die vier Träger bückten.
Ich konzentrierte mich auf das Netz und auch die Stelle, durch die die Leiche gerutscht war.
Eigentlich hätte sich dort ein Loch befinden müssen. Aber das Netz begann damit, wieder zuzuwachsen. Schon wenig später wies nichts mehr darauf hin, daß es eine Lücke gegeben hatte.
Und auch den Toten sah keiner von uns. Der Schleim hatte ihn verschlungen.
Die vier Träger machten sich am Sarg zu schaffen. Sie wußten, wie sie den Deckel in die Höhe hieven mußten. Ich hörte ein schmatzendes Geräusch, dann hatten sie das Oberteil heruntergehoben.
Ich wollte näher an den Sarg heran, doch man versperrte mir sofort den Weg.
Freikämpfen oder nicht?
Ich ließ es bleiben. Hatte es Sinn, sich um eine tote Feindin so zu bemühen?
Sie stand, aber sie mußte festgehalten werden. Zwei Monstren stützten sie, packten dann zu und zogen ihren Körper zurück. Dann bekam sie einen heftigen Hieb in den Rücken.
Für mich sah es so aus, als wollte die Tote anfangen zu laufen. Sie kippte über den Rand hinweg. Die starren Beine bewegten sich noch, dann landete sie federnd auf dem Netz, kippte um, schnellte noch einmal hoch und blieb liegen.
Sah so die Beerdigung aus?
Ich war gespannt, wie es weiterging. Die Totenschädel hatten ihre

Pflicht getan. Es sah auch nicht so aus, als wollten sie sich um mich kümmern.

Da passierte es.

Aus der Tiefe des Landes, möglicherweise auch aus der karstigen Erde vernahm ich dieses unheimliche Geräusch. Ein Jaulen und Schreien, aber nicht von einem Monster ausgestoßen, dafür als gewaltiger Sturm, der über das Land fegte.

Auf einmal war der Himmel nicht mehr blank, dicke Wolkenformationen türmten sich dort, rauschten aus verschiedenen Richtungen herbei, vereinigten sich zu einem düster-blassen Gebilde, in dem sich das dichte Grau und das Weiß abwechselten, so daß beide Farben zusammen ein Gesicht formen konnten.

Ein wirklich gewaltiges Gesicht, sehr fahl und unheimlich. Hager und aufgequollen zugleich, versehen mit Augen, Nase und Mund.

Groß und nach hinten zerfließend, als würde es dort in eine nebulöse Gestalt übergehen.

Dieses Gesicht war mir nicht fremd.

Ich hatte es nicht erst einmal gesehen, allerdings nicht als Wolke über mir schwebend. Bei den anderen Begegnungen hatte es einer Person gehört, die zwar wie ein Mensch aussah, aber keiner war.

Guywano, der Druide, der Herrscher über die dunkle Seite des Landes Aibon.

Nun war er da, sah mich und sprach mich an!

***

Der Klang seiner Stimme paßte zu diesem verdammten Land. Er war dunkel und mächtig. Dröhnend und jaulend zugleich. Wie ein Gewitter, bei dem jedes Wort ausrollte.

»Sinclair und Jarveena – die Versagerin und der Held?«

Das letzte Wort hatte er als Frage gesprochen. Wir beide haßten einander. Ich hatte ihm bereits zu viele Niederlagen bereitet. Immer wieder hatte er versucht, die böse Seite des Landes auszubreiten, doch ihm war stets ein Riegel davorgeschoben worden.

Ich stand ihm gegenüber. Gefangen in einem Bild und in Aibon.

Hier konnte er seine Macht ausspielen.

Die Gestalten mit den Totenköpfen, für die Aibon das Jenseits war, rührten sich nicht vom Fleck. Sie starrten gegen die Flammen der Kerzen, die auch bei dem gewaltigen Windstoß nicht verloschen waren. Ruhig brannten sie weiter.

»Was willst du, Guywano? Was soll dieses ganze Spiel überhaupt bedeuten?«

»Vielleicht eine Demonstration meiner Macht, Geisterjäger. Hier ist das Reich der Druiden…«

»Nein, das ist woanders. Diese Seite des Landes ist die Hölle. Ohne

Grün, ohne Wasser, nur Gestein, Gestank und Tod.«

Guywano hatte von den Ghouls gesprochen, die sich die Versager und Verräter holten. In den folgenden Sekunden wurde mir demonstriert, wie das geschah.

Aus der ziemlich ruhig liegenden Oberfläche löste sich plötzlich ein Arm. Er peitschte in die Höhe, bewegte sich im Kreis und griff gedankenschnell zu.

Wie eine Schlange umfing er einen der Körper in meiner Nähe. Ich konnte genau sehen, was geschah, denn durch die ziehende Kraft riß das Netz entzwei.

Der krakenartige Ghoularm verschwand mit seinem Opfer in den Schleimsee.

Dort passierte das, was ich leider schon zu oft gesehen hatte. Der abgespaltete Ghoul schluckte den Toten und schaffte es, ihn aufzulösen.

Zum Glück bedeckte uns die graue Dunkelheit, so konnte ich das Geschehen mehr ahnen.

Der Körper löste sich auf, da der Schleim wie Säure wirkte. Zurück blieb bleiches Gebein…

Der Geruch stieg in meine Nase. Er stach in die Schleimhäute. Ich wagte kaum noch, Luft zu holen und konnte mich nur fragen, wann ich an der Reihe war.

Auf dem Bauch wollte ich nicht liegenbleiben. Es hatte auch keinen Sinn, es mit dem Kreuz zu versuchen. Im Reich der Druiden wurde es auf eine gewisse Art und Weise neutralisiert.

Und versuchen, wieder auf den Rand des Kraters zuzukriechen?

Das klappte nie. Sie würden es nicht dazu kommen lassen und mich immer wieder zurückstoßen.

Da ich nicht wollte, daß dieses verdammte Netz riß, bewegte ich mich sehr vorsichtig. Behutsam drehte ich mich auf die Seite, blieb auch dort nicht liegen, sondern setzte mich.

Das Netz schwankte gefährlich. Einige Male glaubte ich, daß es aus war, und mein Herz schlug schneller, aber ich konnte die sitzende Lage behalten.

Die Männer mit den Totenschädeln umstanden den Krater. Obwohl es nicht stimmte, kamen sie mir meilenweit entfernt vor. Die kleinen Kerzenflammen wirkten auf mich nicht wie Symbole der Hoffnung, eher wie Zeichen der Angst.

Ich sah Jarveena!

Bewegungslos lag sie vor mir auf dem Netz. Ihr Gesicht hatte eine totenbleiche Farbe angenommen. Einmal hatte sie Kontakt mit mir aufnehmen können, ich war gespannt, ob sie es jetzt auch versuchte.

»Keiner kann ihr helfen!«

Mit dieser Stimme hatte ich nicht gerechnet. Ich schrak zusammen,

als sie aufklang, schaute nach rechts und sah ihn kommen.

Schwebend leichtfüßig schritt er über das Netz. Guywano sah aus, wie ich ihn kannte: ein alter Mann im langen, weißen Gewand, das ebenso wehte wie seine Haare. Das harte Gesicht besaß einen braungrünen Schimmer, und in seinen Augen leuchtete das Licht der Sterne. So klar, so hell und gleichzeitig geheimnisvoll.

Er war der Herrscher in diesem Land, und er fühlte sich auch so.

Sein Gesicht schien aus der grauen Finsternis hevorzuwachsen, es zeigte eine ungewöhnliche Klarheit, und ich erkannte so ziemlich jeden Zug.

Guywano blieb so stehen, daß Jarveena zwischen uns lag. Auch ich stellte mich hin. Ich konnte es einfach nicht aushalten, vor ihm zu sitzen oder zu knien.

An die nachgiebige Unterlage hatte ich mich inzwischen gewöhnt und bekam einen relativ festen Stand. Ich wußte nicht, was er wollte, wahrscheinlich hatte ich es mit einer Provokation zu tun.

»Es ist der Friedhof meiner Feinde, Versager und Verräter«, erklärte er mir. »Ich habe hier viele sterben sehen und sterben lassen. In dieser Stunde werden wieder zwei hinzukommen. Jarveena und du, Sinclair. Ich wollte unbedingt, daß du dir ihren endgültigen Tod ansiehst. Damals war es keine Lösung, als die Trooping Faires sie mitnahmen. Das hast du sicherlich auch so gesehen. Deshalb ließ ich sie leiden. Nicht ohne Grund bezeichnen Menschen das Land zwischen Himmel und Hölle als das Fegefeuer. Vielleicht ist Aibon das Fegefeuer. Ich jedenfalls denke so für meinen Teil des Landes, den ich irgendwann einmal ganz ausdehnen werde. Was sagst du zu meinen Plänen, Sinclair?«

»Fegefeuer«, wiederholte ich. »Ja, Guywano, davon habe ich gehört. Aber ich möchte dir den Begriff des Fegefeuers erklären.«

»Ich höre.«

»Im Fegefeuer, so heißt es in den Legenden und Überlieferungen, wird gesühnt, um eines Tages als reingewaschene Seele diesen langen Schrecken verlassen zu können. Du siehst also, daß es auch im Fegefeuer Gnade gibt.«

Er lachte. In seinen Augen emplodierte das kalte Licht. Es kam mir vor, als würde ich in das Weltall hineinblicken, wo sich die Sterne zu Klumpen verdichtet hatten. »Gnade, Sinclair, kann ich nicht geben, nicht demjenigen, der gegen mich ist, verflucht! Schau dich um. Auf dem Netz liegen die Narren, die es versucht haben. Ich habe sie zum Tode verurteilt, sie sind meinen Ghouls versprochen, wie auch Jarveena, die die Stirn besaß, einmal als Rächerin auftreten zu wollen.«

»Ist sie nicht bestraft genug?«

»Nein!«

»Bitte…«

Er hörte nicht auf mich. Genau dort, wo Jarveena lag, zitterte das Netz – und riß.

Die Fäden platztten weg, und in diesem Augenblick riß Guywano Jarveena aus ihrer Starre.

Sie begriff, was mit ihr geschah.

Ich hörte sie schreien. Es war ein furchtbarer, markerschütternder, in Todesangst geborener Schrei.

Sie rutschte langsam den gierigen Ghoulmassen entgegen und versuchte, sich an den noch heil gebliebenen Netzfäden festzuklammern. Sie schaffte es auch, die Finger um diese ungewöhnlichen Stricke zu krallen. Immer dann, wenn sie es gepackt hatte, riß der Faden.

Etappenweise glitt sie dem Ende entgegen.

Wir schauten ihr zu.

Guywano kalt lächelnd, ich mit brennenden Blicken, in denen das Tränenwasser stand, denn ich konnte nichts tun. Dafür drehte sie Jarveena noch einmal auf die Seite, so daß sie mich anschauen konnte.

Ihr Gesicht erinnerte mich an eine aus Baumrinde geschnitzte Maske. So starr, so dunkel und auch runenhaft. Der Mund stand offen, nur drang kein Schrei mehr hervor.

Unter ihr regten sich die Ghouls. Schon schlugen die Arme peitschend aus der Masse hervor, Tentakel des Schreckens, die nur darauf warteten, zupacken zu können.

Sie erwischten Jarveena im Gesicht, an Hals und Brust. Senkrecht, mit dem Kopf zuerst, holten sich die Ghouls ihre Opfer.

Ich stand auf dem Fleck und spürte die zweite Haut auf meinem Rücken. Eis rieselte über meinen Nacken, vor Grauen hatte es mir die Sprache verschlagen.

Das Netz schloß sich wieder und auch die Stelle, wo Jarveena verschwunden war.

Ich sah sie trotzdem noch, aber ich wollte nicht hinschauen, nicht den Schrecken noch stärker werden lassen.

»Und du bist übrig, Sinclair!« sagte der Druidenfürst.

»Das stimmt.« Ich erkannte meine Stimme kaum wieder.

Guywano deutete schräg durch die Maschen. »Hat dich die kleine Szene erschreckt?«

»Das kann man sagen.«

»Trage es mit Fassung, aber du weißt, wie du umkommen wirst.«

Ich schielte nach unten, da ich plötzlich glaubte, ein Zucken zu spüren.

Guywano lachte. »Noch nicht, Sinclair, noch nicht.« Er streckte mir die Hand entgegen. »Komm her zu mir. Los, komm, ich will dich bei

mir haben, Geisterjäger!«
Ich zögerte.
»Du willst nicht?«
Es war fast wie eine Folter, denn unter meiner rechten Hacke brach ein Faden weg.
Ich schwankte.
»Schnell, Sinclair, schnell. Komm her zu mir. Es ist deine einzige Chance.« Er lachte kalt.
Da ging ich auf ihn zu…

***

Noch einer war stumm vor Entsetzen: Gerty Camrum. Sie hatte das Ende ihres Gatten miterlebt, doch Trauer konnte sie nicht mehr empfinden nach den Dingen, die er ihr angetan hatte. Es war einfach zu schlimm gewesen, was sie hatte erdulden müssen.
Und nun mußte sie mit ansehen, wie sich das Bild in dem Rahmen bewegte.
Sie und Suko konnten den Weg der schwarzen Leichenkutsche genau verfolgen.
Auf dem Bock hatte John Sinclair seinen Platz gefunden und führte die schauerliche Prozession an. Wohin die Veränderten gehen würden, war noch nicht zu erkennen, aber innerhalb des Bildes verschob sich die Perspektive.
Da entstanden neue Szenen, ein anderer Hintergrund drängte sich in das Bild.
Berge, Hügel, Senken und Täler, aber ohne Vegetation. Rauhes, karstiges Gestein, das aus Vulkanasche bestand, wobei die Pferde Mühe hatten, die Kutsche zu ziehen.
Gerty hatte sich bisher im Hintergrund gehalten. Sie wäre am liebsten fortgelaufen, konnte es aber nicht und blieb zitternd stehen, um die Szene zu verfolgen.
Suko hielt sich dicht vor dem Bild auf. Er drehte sich um.
»Bitte«, flüsterte Gerty, die den Inspektor ansah. »Bitte, sagen Sie, daß es noch Chancen gibt.«
»Ich weiß es nicht, ich hoffe es.«
»Wenn man hineinkommt, dann kann man doch auch wieder raus – nicht?« Sie nickte schon hoffnungsvoll, doch Suko schüttelte den Kopf. »Vielleicht«, sagte er. »Aber Sie können diese Welt im Bild nicht mit unserer vergleichen. Dort herrschen andere Gesetze.«
»Können Sie Ihren Freund nicht rausholen?«
»Noch ist ihm nichts passiert.«
»Ha, Sie sind komisch.«
»Es stimmt«, sagte Suko und deutete auf das Gemälde. Noch immer war es dabei, sich zu verändern. Nicht nur der Hintergrund war neu

geschaffen worden, auch die Szenen im Vordergrund des Bildes, wo der Geisterjäger John Sinclair agierte.

Jede Einzelheit bekamen Gerty Camrum und der Inspektor mit.

Sie konzentrierten sich auf die Szenen, Suko erkannte Jarveena, das Gesicht in den Wolken, und spürte plötzlich, daß es John Sinclair an den Kragen gehen würde, denn er stand allein auf weiter Flur gegen Guywano.

Der Höhepunkt war längst nicht erreicht. Die Männer mit den Totenköpfen packten John, sie warfen ihn auf das Netz über dem Krater, wo auch Jarveena lag.

Dann erschien Guywano in seiner ursprünglichen Gestalt. So kannte Suko ihn. Wie er über das Netz ging, ließ darauf schließen, daß er mit John Sinclair abrechnen wollte.

Gerty hielt es nicht mehr aus. »Mister, Sie müssen etwas unternehmen!« Ihre Stimme klang schrill und kippte über, als sie rief: »Oder wollen Sie Ihren Freund verrecken lassen?«

Suko schaute in das schweißfeuchte Gesicht. Die Anklage der Frau machte ihm zu schaffen.

»Nein!« flüsterte er.

»Dann tun Sie etwas!«

»Ich könnte das Bild möglicherweise zerstören«, murmelte er.

»Nur hätte ich dann John Sinclair auch vernichtet.«

»Gibt es keine andere Chance?«

Suko starrte zu Boden. »Vielleicht« sagte er, »vielleicht gibt es wirklich eine.«

»Dann ergreifen Sie…«

»Moment, Gerty, das ist nicht so einfach. Ich allein habe sie nicht, verstehen Sie?«

»Nein!«

»Gut, dann will ich es Ihnen sagen. Sie, Gerty, müßten mir dabei schon helfen.«

Die Frau ging einen Schritt zurück. »Ich?« keuchte sie. »Meinen Sie wirklich?«

»Ja.«

»Aber wie könnte ich Ihnen helfen?« Sie schüttelte den Kopf. »Das geht doch nicht.«

Suko schaute auf das Bild. Die Szene hatte sich verändert. Er schaute in den Krater hinein, auch auf das Netz und sah ebenfalls die Männer mit den Totenschädeln und den brennenden Kerzendochten, die einen Ring gebildet hatten.

Jarveena starb.

Und John schaute zu. Für Suko war es klar, wer als nächster an der Reihe war.

»Wollen Sie mir helfen, oder nicht, Gerty?«

»Ist es denn sicher, daß Sie es schaffen?«
»Nein!«
»Dann hat es doch…«
»Wir müssen!«
Sie überlegte noch wenige Augenblicke. Dann nickte sie. »Gut«, sagte sie leise. »Gut, ich sehe, daß Sie alles auf eine Karte setzen wollen. Was soll ich tun?«
»Mich festhalten.«
»Bitte?«
»Ja, Mrs. Camrum, ich werde mir erlauben, in das Bild zu steigen.«
»Und kommen Sie auch wieder zurück?«
Suko hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Die Chancen stehen 50:50. Wenn ich schnell genug reagiere, müßte es eigentlich klappen.«
»Was soll ich dabei tun?«
»Beten, Gerty, beten.« Er achtete nicht mehr auf ihren erstaunten Ausruf. Nach zwei langen Schritten stand Suko vor dem Bild. Dann hob er das rechte Bein, um hineinzugehen. Gleichzeitig verschwand seine Hand unter der Jacke…
Auch ich ging den ersten Schritt!
Nichts Trennendes lag mehr zwischen mir und Guywano. Jarveena war endgültig ausgeschaltet worden. Obwohl wir von zahlreichen Zeugen gesehen wurden, erschien es mir so, als wären sie die einzigen Personen in diesem verdammten Land.
Irgendwo stimmte es auch. Auf uns allein kam es an. Und auf diesen verdammten Machtkampf, den wir auszufechten hatten, wobei Guywano die besseren Karten besaß.
Unter mir bewegte sich die widerliche Ghoulsmasse. Sie warf Wellen, schuf Blasen, die aus der Tiefe hervor gegen die Oberfläche stiegen und dort zerplatzten, wobei sie die widerlich stinkenden Gase entließen.
Guywano, der finstere Druide, lächelte eisig. Ihm gefiel diese Inszenierung, für die er sich letztendlich verantwortlich zeigte. Natürlich hatte er seine Falle aufgebaut. Ich rechnete fest damit, daß ich ihn nicht erreichen würde. Bevor ich ihn fassen konnte, würde der Boden unter mir reißen.
Ich zog die Beretta!
Plötzlich erstarb das Lächeln auf Guywanos Gesicht. Ungläubig fragte er: »Du willst es mit einer Silberkugel versuchen, Sinclair? Das Kreuz schafft mich nicht, und auch die Silberkugel wird keine Chance haben. Aibon ist anders, es steckt voller Geheimnisse. Ich erinnere dich nur an das Rad der Zeit.«
»Wo ist es?«
»Frage deinen Freund Mandra Komb. Er ist darauf festgebunden worden. Für dich ist die Möglichkeit vorbei. Du wirst niemals in die

Zukunft schauen können.«

Ich schoß.

Allerdings hatte ich nicht auf Guywano gezielt. Die Kugel fuhr durch eine Lücke im Netz hinein in den stinkenden Ghoulschleim.

Sie schleuderte dort eine kleine Fontäne hoch.

Aus Erfahrung wußte ich, daß mein geweihtes Silber dafür Sorge trug, daß die Masse kristallisierte. Hier war das nicht der Fall. Zwar zog sie sich zusammen, zu einer weiteren Veränderung kam es nicht. In Aibon herrschten tatsächlich andere Gesetze, das war mir wieder klargemacht worden.

Beim nächsten Schritt rutschte ich ab. Plötzlich waren zwei Maschen des Netzes vor mir verschwunden. Ich kippte nach vorn, hörte Guywanos Lachen und konnte mich nur mühsam fangen.

»Kannst du nicht mehr laufen, Sinclair?« höhnte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Du verdammter Hund! Deine Spielereien werden dir noch vergehen.«

Er ging etwas zurück, ließ den Arm ausgestreckt und krümmte den Zeigefinger. »Komm schon, Sinclair. Komm her. Ich will dich sehen, ich will dich haben. Du sollst erkennen, daß es etwas Besonderes ist, zu mir zu gehören, nicht wahr?«

Ich ging, und ich biß die Zähne zusammen, um mein Zittern zu unterdrücken. Das verfluchte Netz war weicher geworden, ich hatte deshalb Mühe, die Füße zu heben. Die einzelnen Netzfäden schienen an den Sohlen kleben zu wollen.

»Bist du schwach geworden, Sinclair?«

Ich ging weiter, ließ mich nicht mehr provozieren. Dann passierte es wieder. Diesmal fiel ich nach links, trat in ein Loch – und rutschte in die Tiefe.

Aus – vorbei!

Im ersten Moment überfiel mich dieser Gedanke wie eine Welle.

Automatisch griff ich nach. Wie auch Jarveena, so gelang es mir ebenfalls, die Fäden zu umklammern. Bei der Rächerin aus Aibon waren sie gerissen, bei mir nicht. Guywano wollte meine Qualen verlängern. Mit dem Oberkörper lag ich auf dem Netz die Beine baumelten über der Tiefe.

Nur ein Stück entfernt hielt sich Guywano auf. Leicht gebückt hatte er sich, weil er mich ja anschauen wollte. Seine Lippen umspielte ein grausames Lachen, und in die Augen leuchtete noch immer das blasse Licht der Sterne.

»Ja, was ist denn, Geisterjäger? Ein Fehltritt? Kannst du dir den überhaupt leisten?«

Er verhöhnte mich nach allen Regeln der Kunst. Ich konnte nichts anderes tun, als diese Worte hinzunehmen. Sie spornten mich gleichzeitig an, nicht aufzugeben.

Wenn es mir gelang, den verdammten Druiden zu packen, dann würden wir gemeinsam in die Tiefe fallen. Ob Guywano sich das leisten konnte, war fraglich.

Er schaute zu, wie ich mich bemühte, wieder auf das Netz zu kommen. Ich mußte es einfach schaffen. Es dehnte sich unter dem Druck meines Körpers, wippte und federte nach. Ich machte meinen Arm lang und umkrallte einen nächsten Faden.

Das war besser. So konnte ich mich weiter nach vorn ziehen. Flach kroch ich über das Netz und mußte mir auch Guywanos Kommentar anhören. »Ja, Sinclair, du schaffst es. Du schaffst es, gib dir Mühe!«

Ich kroch vor ihm. Er ließ mich gewähren und das Netz erreichen.

Nun lag ich doch vor seinen Füßen. Ausgelaugt, ausgebrannt, wie ihm schien.

Guywano genoß seinen Triumph. »Zweimal, Sinclair, habe ich dir die Chance gegeben. Das passiert mir kein drittes Mal. Dann schlag ich zu. Wenn das Netz wieder reißt, wird dich der Krater verschlingen und nicht einmal deine blanken Gebeine wieder freigeben.«

Zur Demonstration seiner Macht kam er noch näher und setzte mir einen Fuß in den Nacken.

Er drückte mein Gesicht tief in die Fäden hinein. Sie stanken widerlich und zeichneten ein Muster auf meine Haut.

Der Sieger und der Verlierer.

Eindeutiger konnte die Pose nicht sein.

Aber es gibt Verlierer, die noch Tricks in der Hinterhand hielten.

Zu denen gehörte ich.

So schwach, wie ich mich gab, war ich nicht. Ich suchte nur nach einer günstigen Gelegenheit. Die bot sich mir durch Guywanos Überheblichkeit.

Die rechte Hand löste ich von diesen verdateten Fäden. Bevor sich Guywano versah, hatte ich sein Bein umklammert und riß den Fuß hoch. Der Druide verlor das Gleichgewicht, kippte nach unten, landete auf dem Netz, federte wieder hoch, aber auch ich kam auf die Füße.

»Neiinnn!« schrie Guywano auf und zeigte mir, welche Kraft in ihm steckte.

Er verwandelte sich in eine Flamme. Hellgrün sprühte es auf. Ich griff ins Leere und gleichzeitig in das Zentrum einer ungeheuer starken Druidenmagie.

Da riß unter mir das Netz!

Ich hatte das Gefühl, für eine Sekunde in der Luft zu stehen oder war es länger?

Plötzlich ging nichts mehr, aber ein anderer hatte eingegriffen.

Suko!

***

Alles auf eine Karte setzen, auch mit dem Untergang rechnen, so hatte Sukos Devise lauten müssen. Wenn er jetzt versagte, war alles vorbei, wahrscheinlich auch sein Leben.

Er vertraute einzig und allein auf die Waffe, die ihm der große Buddha durch andere Hände überreicht hatte.

Es war der unscheinbar wirkende, braune Stab mit dem leichten Grünschimmer, den Suko stets bei sich trug und durch dessen Magie er die Zeit für fünf Sekunden anhalten konnte.

Er tauchte in das Bild, sah, was sich auf dem Netz abspielte, und befand sich selbst auf diesen dünnen Fäden über der stinkenden und tötenden Ghoulmasse.

John fiel.

»Topar!«

In der Sekunde hatte Suko dieses eine, ungemein wichtige Wort gerufen. Jedes Lebewesen, das den Ruf vernahm, erstarrte für die Dauer von fünf Sekunden, wurde bewegungslos.

Nur der Träger des Stabs konnte sich bewegen. Das tat Suko. Er raste über das Netz, packte den starr dastehenden John Sinclair, drehte sich und rannte den Weg zurück.

Reichte die Zeit!

Kam er mit John durch die Öffnung des Bildes, die sich ebenfalls unter der Zeitmagie des Stabs nicht geschlossen hatte?

Er probierte es – und…

Suko konnte nicht mehr denken. Er sah sich und John schweben, dann erwischte es ihn verflucht hart, als er auf den Boden prallte.

Eine Frau schrie laut auf. Suko sah Sterne, rollte sich herum, ließ John Sinclair los und setzte sich auf.

»Sie sind da«, flüsterte Gerty Camrum. »Sie… Sie sind beide da. Meine Güte…« Sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte …

***

Ich hörte den letzten Satz noch und glaubte, in die Tiefe zu fallen, aber unter mir befand sich fester Boden und kein Schleim. Verwirrt schaute ich mich um.

Irgendwie kam mir die Gegend schon bekannt vor. Ich wußte nur nicht, wo ich sie hinstecken sollte.

Ein Schatten durchwanderte mein Gesichtsfeld. Suko kam. Er rieb seine Stirn und half mir in eine sitzende Stellung. »Die Welt hat dich wieder, Alter, und mich auch.«

Ich stand auf. Meine Knie zitterten, im Nacken spürte ich den kalten Hauch. »Du hast mich geholt?«

»Ja.«

»Wie?«

Er hielt den Stab noch in der Hand. »Damit, John. Wäre er nicht

gewesen, dann hätte es übel ausgesehen.«

Ich nickte langsam und legte meinem Freund eine Hand auf die Schulter. Ein Zeichen des Dankes. »Ja, Guywano wollte mich so vernichten, wie er es bei Jarveena getan hatte. Das war schlimm«, flüsterte ich. »Das war so verdammt schlimm…«

»Aber es ist vorbei.«

»Zum Glück.«

»Das Bild!« rief Gerty Camrum schrill. »Sehen Sie doch. Es ist nicht mehr da.«

Sie hatte recht. Dieses Gemälde aus Aibon war wie von Geisterhand verschwunden. Drei Augenpaare schauten auf die nackte Kellerwand. »Soll ich unmöglich sagen?« fragte Suko.

»Nein, lieber nicht. Aber du weißt, was es bedeutet – oder?«

»In der Tat, John. Die Menschen, die hineingestiegen sind und sich verwandelt haben, bekommen die noch einmal die Chance, wieder in ihr altes Leben zurückzukehren?«

»Ich glaube es nicht«, sagte ich leise. »Nein, ich rechne nicht damit, daß Guywano sie freiläßt. Er wird sie seinem Reich zuordnen. Vielleicht sehen wir irgendwann einmal etwas von ihnen.«

»Man wird sie vermissen.«

»Sicher, Suko. Es liegt an uns, die zuständigen Stellen aufzuklären. Ob man uns allerdings Glauben schenken wird…« Ich winkte ab.

»Du kennst das ja.«

»Ich hoffe nur«, sagte mein Freund, »daß sie nicht in den Krater stürzen.«

»Guywano ist alles zuzutrauen«, flüsterte ich.

Suko ging hin und nahm den Rahmen, der noch an der Wand hing. Voller Wut zerbrach er ihn.

»Es ist gut, daß Sie das getan haben, Inspektor«, hauchte Gerty Camrum. »Es ist gut.« Sie lächelte uns flüchtig zu. »Darf ich Sie um einen Gefallen bitten?«

»Gern«, erwiderten wir wie aus einem Mund.

»Bringen Sie mich nach Hause.«

Das taten wir natürlich. Als wir das Lokal verlassen hatten und die kühle Spätherbstluft einatmeten, kam mir diese Luft im Gegensatz zu der in Aibon vor wie der reinste Balsam.

Wir nahmen Gerty in die Mitte und gingen zu Sukos BMW, den niemand gestohlen hatte. Sie wollte mit ihm fahren. Ich würde den Rover nehmen. Langsam rollte ich hinter Sukos Fahrzeug her, mit dem Bewußtsein behaftet, daß die Rächerin aus Aibon nie mehr in Erscheinung treten würde.

Im Gegensatz zu Guywano, der würde uns auch in Zukunft noch manchen Ärger bereiten…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 484 »Die Rächerin aus Aibon«